Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . . — fl. 45 kr.
Auffer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.
(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

2200.
P. o. germ.
1924 Z (1
Friedrich

Digitized by Google

Fr. Friedrich.

Die Orthodoxen.

Erſter Band.

Digitized by Google

Die Orthodoxen.

Ein Roman aus der Gegenwart.

Von

Fr. Friedrich.

Erſter Band.

Leipzig.

Verlag von L. Wiedemann.

1857.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Synode.

Es ist ein heiterer Septembermorgen. In dem Pfarrhause zu Sch. herrscht unter der ganzen Hausgenossenschaft ein lebendiges, geschäftiges Treiben. Haus, Hof und Garten haben ein festliches, gekehrtes und gereinigtes Aussehen. Das Hofthor ist weit geöffnet und deutet an, daß Besuch erwartet wird. Aus der Küche dringen verlockende Gerüche, und die wichtige Miene der Köchin ist wohlgeeignet, einen Maßstab für die Wichtigkeit abzugeben, welche die Bewohner des Pfarrhauses auf diesen Tag legen — es ist ein Festtag, der Tag der jährlichen Synode, an dem die Pfarrer der Diöcese zu gelehrten Besprechungen zusammen kommen und wenn auch häufig eine geringe Gelehrsamkeit, so doch stets einen gesunden Appetit entwickeln. Sie sind auch berechtigt dazu, denn der Superintendent, in dessen Hause die Synode stattfindet, bekommt das Gastmal bezahlt, und die Kirchenkasse des betreffenden Dorfes ist freigebig genug, um die Kosten für ihren Pfarrer herzugeben, er kommt ja zum Wohle der ganzen Kirche mit seinen Amtsbrüdern auf der Synode zusammen.

Der Pfarrer und Superintendent zu Sch. kümmert sich nicht um das Treiben, welches in seinem Hause herrscht. Er geht auf seinem Zimmer in seiner Amtstracht langsam auf und ab und spricht mit leisen Worten die Rede vor sich hin, welche er an die Pfarrer zu richten gesonnen ist. Das Zimmer ist für die Synode in Bereitschaft gesetzt. Um einen großen und langen Tisch stehen Stühle in feierlicher Ordnung, und auf dem Tisch vor jedem Stuhle liegt eine Bibel. Der Superintendent Möller steht nicht allein in dem Rufe einer großen Frömmigkeit, er ist auch äußerst genau und pünktlich in seinen Geschäften, das bekünden die sorgfältig gespitzten Federn und das Papier, welche an der Stelle liegen, wo der Protokollführer die Reden und gelehrten Bemerkungen der Pfarrer zu Papier bringen soll. Das großmächtige schwarze Dintenfaß, das man leicht für einen Taufstein früherer Jahre halten könnte, und das eben so große Streusandfaß, die wie zwei Festungsthürme sich vor dem Platze des Protokollanten erheben, sind erbliches Eigenthum der Superintendentur von Sch.

Superintendent Möller geht, wie bereits erwähnt, im Zimmer auf und ab, seine Rede leise hersagend, denn auf diese Rede giebt er sehr viel. Er hat lange an ihr gearbeitet, und da sie sehr viel Stellen aus der heiligen Schrift, die stets nach Buch, Kapitel und Vers citirt sind, enthält, so muß sie nach seiner Meinung sehr gut sein und kann den gewünschten Erfolg nicht verfehlen. Dann und wann wirft Möller einen prüfenden Blick über den langen Tisch, aber es liegt noch Alles in genau abgemessener Ordnung, und wenn er

dieſen und jenen Stuhl noch etwas vor oder zurückſchiebt, ſo iſt das völlig unnöthig; ſie ſtehen ſämmtlich in untadelhafter Ordnung.

Der Hund auf dem Hofe der Superintendentur fängt an zu bellen, eine äußerſt geräumige Kutſche bewegt ſich langſam und ſchaukelnd auf den Hof und das bebrillte Geſicht eines Pfarrers ſchaut aus ihrem Fenſter hervor. Superintendent Möller eilt hinaus, um die amtsbrüderlichen Gäſte zu empfangen. Eine ſteife Verbeugung, ein genau abgemeſſenes und daher ſtets gleiches Lächeln des auf der Thürſchwelle ſtehenden Superintendenten begrüßt die einer nach dem andern ankommenden Pfarrer der Diöceſe, nebſt ihren Gemahlinnen und erwachſenen Töchtern, deren Begrüßungen und Erkundigungen nach allſeitigem Wohlſein der Anweſenden und daheim Gebliebenen kein Ende nehmen. —

Der Anfang der Synode iſt nach dem Einladungsſchreiben auf 10 Uhr Morgens feſtgeſetzt. — Scheint die herbſtliche Sonne an dieſem Tage der Synode wegen ſo mild und warm? Zeigt ſich des Feſttags wegen, der auf der Superintendentur gefeiert wird, kein einziges Wölkchen am weiten, blauen Himmel? Iſt der Herbſtmorgen ſo friſch und ſpannend, weil die Pfarrer der Diöceſe Sch. zur Synode fahren, und ſind die Thauperlen, die an Blättern und Halmen glitzern, ſo klar, damit ſich die ſchaukelnden Pfarrkutſchen in ihnen ſpiegeln? — Wir wiſſen's nicht, vielleicht deshalb, weil der Schwager des Superintendenten Möller, der Conſiſtorialrath und Abt Ellis, der Synode beizuwohnen und ſie zu leiten ſich bereit erklärt hat, vielleicht deshalb,

damit das goldene Abtkreuz auf ſeiner Bruſt weithin in den Sonnenſtrahlen ſich ſpiegle.

Aber die Sonne ſcheint mild und der Morgen iſt ſchön, das wiſſen wir, und an dem Abhange längs des Waldſaumes ſehen wir drei Perſonen hingehen. An dem Arme eines jungen, ſchlank, aber doch kräftig gewachſenen Mannes geht ein Mädchen, das in ſeiner äußerſt einfachen Kleidung, ein leichtes Tuch um den Kopf gebunden, einigermaßen gegen ihren mit Sorgfalt, ganz ſchwarz gekleideten Führer abſticht. Neben beiden an der Seite des jungen Mannes ſchreitet etwas gebeugt ein alter Mann, deſſen Anzug mit dem des Mädchens im Einklange ſteht. Heiter und frei blickt des jungen Mannes Auge in den Herbſtmorgen hinaus. Es liegt in ſeinen Zügen ein ſchwacher Ausdruck von Stolz, der jedoch nicht durch eigene Ueberſchätzung, ſondern durch das Gefühl geiſtiger Kraft hervorgerufen iſt. Das große blaue Auge, das einen ſo ſinnigen Blick zu richten vermag, giebt dem Anſchauer die Gewißheit eines edlen Sinnes, und die leicht bewegbaren, feinen Mundfalten, ziehen ſich häufig zu einem Lächeln, wodurch das ganze Geſicht ſtets unbefangen und heiter erſcheint.

Anders iſt der Ausdruck des alten Mannes. Die Jahre haben ſein Haupt gebleicht und gebeugt, aber nicht die Jahre allein haben die tiefen Furchen auf ſein Antlitz gegraben. Es müſſen ſchwere Leiden, bittere Erfahrungen geweſen ſein, die einen nimmer weichenden Ausdruck der Angſt und Sorge auf des Greiſes Geſicht gelegt haben. Zieht dann und wann auch ein mattes

Lächeln über dieſe Züge hin, ſo will die Erinnerung, die ſich in Wehmuth ausdrückt, nimmer weichen, und doch liegt in allen Zügen, ſelbſt in den tiefſten Furchen, ein Ausdruck des feſten Charakters, der weiß, weshalb er Etwas erſtrebt. Auch in dieſem Augenblicke zeigt des Greiſes Geſicht ſeinen gewöhnlichen beſorgten Ausdruck.

Getheilt zwiſchen beiden iſt der Ausdruck, den das Mädchen macht. Seine Augen können nur Heiterkeit und Unſchuld blicken; es lacht, ſcherzt, bewegt ſich ſo leicht, als möchte es ſtets hinausſpringen in den friſchen Herbſtmorgen, nur wenn ſein Auge auf den Greis und ſein ernſt trauriges Antlitz fällt, werden ſeine Züge für einen Augenblick ruhig und ernſt, aber ſtets nur einen Augenblick, der nächſte Windhauch, der den Hügel hinaufweht, bringt wieder Leben und Luſt in des Mädchens liebliche Züge.

Scherzend unterhält ſich Anna Richter mit ihrem Bruder, ſie weiß nicht, welche Wichtigkeit eine Synode für einen Candidaten hat, wo er mit ältern Männern zu gelehrten Beſprechungen zuſammenkommt, wo eine von ihm ſelbſt mit vieler Mühe gearbeitete Abhandlung zur Beſprechung kommt, wo ſie vielleicht gefällt und das Lob der bejahrten Herren Paſtöre und des Superintendenten und gar des Conſiſtorialraths und Abts erntet, vielleicht aber auch von ihnen ſchwer und hart getadelt und ganz verworfen wird. Von allem Dem hatte Anna keine Ahnung, darum ſchwatzt und lacht ſie ſo unbefangen, und ihr Bruder hat ſeine Anna zu lieb, hegt ſelbſt zu wenig Beſorgniſſe in Betreff ſeiner Abhandlung, als daß er nicht gern auf des Mädchens Scherzen eingehen ſollte.

„Du ſollteſt Albert nicht zu ſehr zerſtreuen, Anna,“ wendet ſich der Greis an das Mädchen, als es wiederum luſtig lacht und ſeinen Bruder hüpfend mit ſich fortzieht, „denke daran, daß er all' ſeine Geiſteskräfte heute zuſammen nehmen muß, denn es muß ihm daran gelegen ſein, ſich vor dem Conſiſtorialrath und den Predigern auf der Synode in einem verſtändigen und gutem Lichte zu zeigen.“

Als ob ſie ein Unrecht gethan habe, wird Anna ſtill und geht ernſt, faſt traurig an ihres Bruders Seite.

„Laß Anna nur luſtig ſein, Vater,“ nimmt deshalb dieſer das Wort, „ſie zerſtreut mich nicht, und wenn ſie es thut, ſo habe ich noch Zeit genug mich wieder zu faſſen, und ich denke ich werde mich auf der Synode als einen Solchen zeigen, der ſeine Studienjahre nicht nutzlos verbracht hat und den ſchwierigen ernſten Beruf, dem er ſein Leben widmen will, nicht verkennt.“

„Ich weiß, Albert,“ erwidert der Greis, „daß Du Dich Deiner Kenntniſſe nicht zu ſchämen brauchſt, und hege deshalb keine Beſorgniß für Dich; aber Eins möchte ich Dir noch an das Herz legen, bedenke, daß Du auf der Synode als ein junger Mann unter alten und in ihren Aemtern gereiften und zum Theil ergrauten Männern daſtehſt — ich kenne Deine Heftigkeit, wenn es darauf ankommt, Deine Ueberzeugung zu vertheidigen — bleib ſtets ruhig, mehr zurückhaltend, ſag Deine Anſichten mit ruhiger Ueberlegung, laß Dich aber in keinen Streit ein.“

„Sei ohne Sorge, Vater,“ giebt ihm Albert, indem er ſeinem Vater die Hand darreicht, zur Antwort, „ich

werde mich nicht vergeſſen. — Doch die Stunde der Synode rückt heran, ich muß eilen, kehrt Ihr lieber zurück.“

Noch einmal wiederholt der Alte mit kurzen Worten ſeine Ermahnung, herzlich drückt Albert ihm und der Schweſter zum Abſchied die Hand. „Denk an Bertha,“ flüſtert Anna ihm in das Ohr und folgt ſchnell ihrem Vater.

Eine leichte aber freudige Röthe fliegt über Alberts Geſicht, als er ſtehen bleibt und ſeiner Schweſter nachblickt. — „Denk an Bertha,“ wiederholt er leiſe und in Gedanken an Die, welche mit dieſem Namen bezeichnet iſt, ſetzt er ſeinen Weg zur Synode fort.

„He, holla, Albertus Richter, candidatus theologiae, mäßige Deine Schritte und nimm mich mit, die Synode läuft Dir nicht davon!“ ruft es plötzlich hinter ihm, und dieſen Worten folgt ein junger Mann, dem man den Humor auf den erſten Blick anſieht.

Albert dreht ſich um, und mit herzigem Händedruck begrüßen ſich die beiden Freunde.

„Ich denke, Schröter, Du biſt längſt in Sch.,“ ſagt Albert, „denn ich kehrte bei Dir vor, um Dich abzuholen, und da ward mir geſagt, Du ſeieſt ſchon vor einigen Stunden fortgegangen und müßteſt längſt in Sch. ſein.“

„Alles ſoweit richtig, nur mit Ausnahme des letzten Punktes. Aber haſt Du denn gar keine menſchlichen Gefühle mehr in Dir, daß Du glaubſt ein ehrſamer candidatus theologiae könne mehre Stunden laufen, ohne Durſt zu fühlen? Reicht Deine Schlauheit nicht

einmal ſoweit, daß Du nicht zu ahnen vermochteſt, daß es in meinem eigenen Intereſſe und in dem der ganzen Synode gehandelt iſt, wenn ich meine geiſtigen und körperlichen Kräfte zu dem ſchweren und langen Werke durch einen friſchen Trunk erquickt habe? Albert, Albert, Dir ſieht ſchon der Philiſter über die Schulter."

Albert muß über ſeinen durſtigen Freund lachen, und bald iſt er ſelbſt mit in deſſen Heiterkeit hineingezogen.

Vor ihnen liegt der Thurm und die Kirche von Sch. Der Schornſtein der Superintendentur blickt majeſtätiſch aus den übrigen Schornſteinen hervor, er iſt der einzige, der weiß angeſtrichen iſt, und Synodal-Rauch ſteigt aus ihm empor und wird langſam durch den Lufthauch davon getragen, bis er immer dünner und durchſichtiger wird und in ſchwachen Streifen ſich in der Ferne verliert.

„Siehſt Du, Albert," macht Schröter ſeinen Freund mit dem Finger auf den rauchenden Superintendentur-Schornſtein zeigend, aufmerkſam, „das iſt der Opferrauch, der uns heute dargebracht wird als den würdigen und hoffnungsvollen Vertretern der jüngern Theologie, der Opferrauch, den die Kirchenkaſſen ihren treuen Hirten darbringen, der Weihrauch für unſre gelehrten und geiſtreichen Abhandlungen."

„Haſt Du denn wirklich die Synodaltheſen bearbeitet," unterbricht ihn Albert fragend, „Du zeigteſt ja keine Neigung dazu?"

„Nun, ich habe es auch bei dem guten Willen gelaſſen, die Kirchenkaſſe iſt ſtark genug, die Strafe für

mich zu erlegen, ſie traktirt mich ja ohnedies heute. — Deine Abhandlung iſt wohl ein gelehrtes Ding geworden?"

„Ich habe ſie mit Sorgfalt ausgearbeitet," erwidert Albert, „und wenn ich auch auf keinen Beifall rechne, ſo hoffe ich doch den etwaigen Einwürfen entgegnen zu können."

Der Hund auf dem Hofe der Superintendentur bellt heftig, als er zwei Männer auf den Hof treten ſieht; er iſt gewohnt, die Herren Pfarrer in ihren dickbauchigen, ſchaukelnden Kutſchen zur Synode ankommen zu ſehen, wie kann er deshalb ahnen, daß Albert Richter und Heinrich Schröter auch dem geiſtlichen Stande angehören und der Synode beiwohnen wollen, da ſie ärmlich zu Fuß kommen, — aber die betreffenden Gemeinden ſind nur verpflichtet, ihre Pfarrer zur Synode zu fahren, nicht auch die Candidaten. —

Zehn Uhr iſt bereits vorüber. Die Synode beginnt. In ſteifer Ordnung ſitzen die Pfarrer um den langen Tiſch, Zwölf an der Zahl. Der Protokollführer hat eine der feingeſpitzten neuen Federn hinter dem Ohr ſtecken, aber auch er hält die Hände gefaltet über der vor ihm liegenden Bibel wie die übrigen, denn der Conſiſtorialrath und Abt Ellis ſpricht mit feierlicher Stimme ein langes Gebet. Er ſteht dabei, und ſeine lange Geſtalt ſcheint während des Gebets länger und länger zu werden, bis er das „Amen" ſpricht, und dann in Demuth ſein Haupt auf die Bruſt herabſinken läßt.

Die beiden Candidaten ſitzen unten an dem Tiſche — das iſt der Candidatenſitz von jeher, und Superintendent Möller hält auf alte Gewohnheiten und Sitten.

Möller's Rede, welche er in monotonen Worten an die Verſammelten richtet, iſt lang, ſehr lang; ſie enthält viele Bibelſtellen, aber ſie iſt trotzdem nicht gut. Ihr Eindruck iſt ein einſchläfernder, das empfinden alle Anweſenden, außer dem Redner ſelbſt. Er läßt ſich in allgemeinen Worten über die Abhandlungen der Herren Amtsbrüder und über das Thema, welches zur Behandlung gegeben war, aus und theilt ſeine eigene Anſicht darüber mit.

Das Hauptthema iſt die Frage: „Gebührt in dem proteſtantiſchen Gottesdienſte der Predigt oder der Liturgie die erſte Stellung, und welche Stellung zum Gottesdienſt müſſen beide einnehmen?"

Der Superintendent Möller berichtet über eine jede Abhandlung der Herren Pfarrer, und die Beſprechungen werden darüber eröffnet. Der Conſiſtorialrath führt vor Allen das Wort und die Pfarrer ſtimmen ihm ſämmtlich mit Ausnahme eines einzigen, des Pfarrer Binder und der beiden Candidaten bei, — ſie haben überhaupt noch kein Wort geredet.

Paſtor Binder iſt ein kleiner lebhafter Mann, und in ſeinen Zügen drückt ſich eine große Menge Gutmüthigkeit aus. Er wird aber von ſeinen Collegen misverſtanden und gemieden, weil er einer freiern Richtung angehört und in dem Rufe ſteht, ein Rationaliſt zu ſein. Paſtor Binder ſchweigt deshalb meiſt auf der Synode, um nicht mit ſeinen Amtsbrüdern in Streit zu gerathen; er ſchickt auch keine Bearbeitung der Synodaltheſen ein, obſchon er dieſelben für ſich mit größtem Fleiße ausarbeitet und er ein gelehrter und geſcheidter

Mann ist, aber seine Friedensliebe läßt ihn jegliche Ursache, die zu einem Streite führen könnte, vermeiden, denn er hat schon traurige Erfahrungen gemacht, wie sehr sich beleidigte Eitelkeit zu rächen vermag.

Auch auf der jährlichen Synode wird Pastor Binder von seinen frommen Amtsbrüdern sehr zurückgesetzt. Sie vermeiden es, sich in irgend ein Gespräch mit ihm einzulassen, sehen ihn mit einem stolzen Blicke von der Seite an, und Superintendent Möller hat noch nie die Freundlichkeit gehabt, Binder's Frau und Töchter zur Synode einzuladen, wie er es bei den andern Pfarrern zu thun pflegt.

Nachdem Superintendent Möller über sämmtliche Abhandlungen seiner Amtsbrüder Bericht erstattet und seine Freude ausgedrückt hat, daß sämmtliche Arbeiten von einem Geiste durchdrungen seien, wie ihn die orthodoxe Kirche als ihren Grundpfeiler und Eckstein anerkenne, greift er zu der letzten Abhandlung, zu der des Candidaten Richter.

In der Art und Weise, wie er diese Arbeit aufhebt und leichthin einige Male durchblättert, in dem spöttischen Lächeln, welches sich um seinen Mund hinzieht, bald aber in eine keine Schonung gewährende Strenge übergeht, kann ein aufmerksamer Beobachter schon das Geschick dieser Arbeit lesen. Albert Richter, dessen Auge auf den Mienen und Bewegungen des Superintendenten haften, hat es schon gelesen. Flüchtige Röthe überzieht sein Gesicht, aber sie weicht schnell einer um so bleicheren Farbe. Doch seine Züge bleiben ruhig, scheinen auf Alles gefaßt zu sein.

„Es ist noch die Arbeit des Herrn Candidaten Albert Richter übrig," bricht Superintendent Möller endlich, nach mehrfachem Umblättern in der Abhandlung, das Schweigen. „Es ist zuvörderst jedenfalls das Streben des Herrn Candidaten, die gegebene These zu beantworten, auch wenn seine Kräfte der Aufgabe nicht gewachsen waren, zu loben. Die Herren Candidaten," fährt er fort, indem er einen strengen und, seiner eigenen Meinung nach, vielsagenden Blick auf den Candidaten Schröter wirft, „thun immer wohl daran, wenn sie sich die Mühe der Ausarbeitung der gestellten Thesen nehmen; sie werden dadurch mit dem Gegenstande vertrauter und sind im Stande, den Besprechungen auf der Synode zu folgen und sie zu verstehen."

„Wie schon erwähnt, sind die Kräfte des Herrn Richter der Aufgabe nicht gewachsen, und obenein hat sich derselbe nicht streng an die Sache gehalten, sondern die Frage vom theoretischen Gesichtspunkte aufgefaßt und dargestellt. Herr Richter behauptet, daß die Predigt im protestantischen Gottesdienste vor der Liturgie den Vorzug verdiene und ihr deshalb das Uebergewicht im Gottesdienste zugestanden werden müsse, weil eben die Predigt auf das Wesen des Protestantismus sich gründe und stütze. Herr Candidat Richter ist keineswegs wie Sie, meine verehrten Herren Collegen, der Ansicht, daß die Liturgie, als die wahre Anbetung Gottes im Sinne des Heilands und der Apostel, das eigentliche Wesen des Gottesdienstes ausmache, und mit Redensarten aus der Hegel'schen Philosophie sucht Herr Richter seine Ansicht durchzuführen."

Ein allgemeiner Unwille giebt ſich in den Mienen der Verſammelten kund und alle richten ihre Augen auf den regungslos daſitzenden Candidaten.

„Das iſt nicht die Art und Weiſe, Herr Richter,“ fährt Superintendent Möller nach kurzem Schweigen und mit innerlicher Freude über die Wirkung, welche ſeine Worte auf die Pfarrer gemacht haben, fort, „das iſt nicht die Art und Weiſe, durch welche Sie ſich empfehlen und vorbereiten als künftigen Diener der chriſtlichen Kirche und unſers Erlöſers! Hier iſt nicht die Gelegenheit, wo Sie jene philoſophiſchen Phraſen anbringen können, die nur der Antichriſt erſinnen konnte; Sie ſcheinen Ihre Studienjahre nicht in der Weiſe benutzt zu haben, wie die Kirche es von ihren einſtigen Dienern verlangt. Sie ſcheinen noch keine Ahnung von dem wahrhaft chriſtlichen Geiſte zu haben und, Herr Richter, philoſophiſche Redensarten und Romane verleihen ihn nicht!“

Immer heftiger wird des Superintendenten Stimme, immer ſchwerer werden die Vorwürfe, welche er auf den unglücklichen Richter ſchleudert, immer demüthigender werden ſeine Worte, immer mehr redet er ſich in Zorn hinein; da ergreift er endlich in höchſter Aufregung die Arbeit, hält ſie empor und mit gen Himmel gerichteten Augen ruft er laut: „Es iſt kein Werk, das unſern himmliſchen Heiland und Erlöſer ehrt und anbetet, es iſt ein Teufelswerk!“ und heftig wirft er die Arbeit auf den Tiſch nieder. Alle ſchweigen. Da faltet der fromme Superintendent die Hände zum Gebet und ſpricht mit

demüthiger Stimme: „Herr vergieb ihm, er wußte nicht, was er that!“

Die Worte Möller's haben eine große Wirkung hervorgerufen. Ueber Albert Richter's Wangen verbreitet ſich abwechſelnd Röthe und Bläſſe, er ſitzt unbeweglich da, aber aus ſeinen Augen zuckt ein innerlich hell loderndes Feuer. Er blickt ſeinen Freund Schröter an und dieſer ſchüttelt lächelnd den Kopf, um ihm anzudeuten, daß er nichts erwidern möge. Albert verſteht ihn. Die Prediger rings um ſchweigen mit gefalteten Händen. Da nimmt der Conſiſtorialrath und Abt Ellis das Wort und mit ernſtem, examinirendem Tone fragt er: „Wo haben Sie ſtudirt, Herr Richter?“

„In Jena und Tübingen,“ lautet die mit Anſtrengung hervorgebrachte Antwort Richter's.

„So, ſo! Es wäre beſſer geweſen, Sie hätten in Halle ſtudirt, Herr Richter,“ fährt der Conſiſtorialrath und Abt fort, „und es wäre noch beſſer geweſen, Sie hätten gar nicht Theologie ſtudirt, denn bei den Anſichten, welche Sie in Ihrer Arbeit entwickelt haben, werden Sie ſehr wenig Hoffnung haben, in unſerm Lande je die Kanzel zu beſteigen und eine Stelle zu erhalten; ſehr wenig Hoffnung, Herr Richter!“

Aus den Augen der verſammelten Geiſtlichen leuchtet bei dieſen Worten eine innerliche Freude hervor, nur aus denen des Paſtor Binder nicht. Noch hat er kein Wort während der ganzen Synode geſprochen, aber er erhebt ſich, blickt mit feſtem Auge rings um und ſagt mit ruhiger aber ſcharf betonter Stimme: „Das iſt nicht

die Art, geehrte Herren, wie man über eine Arbeit urtheilt und jüngere Leute über etwa begangene Fehler zu verständigen ſucht. Ich habe bis jetzt geſchwiegen und ich erſuche die geehrten Herren, mich ruhig meine Anſicht und deren Begründung darlegen zu laſſen. — Sie verwerfen die Arbeit des Herrn Richter, Herr Superintendent, nennen Sie ein Teufelswerk, und doch muß ich offen geſtehen, daß ich ſie mit großem — mit ſehr großem" — ſetzt er mit Nachdruck hinzu — „Vergnügen geleſen habe; daß ſie nicht blos die beſte der ſämmtlichen Arbeiten der Herren Amtsbrüder iſt, da ſie ruhig und klar die Sache in's Auge faßt; ich muß auch beſtimmt erklären, daß die Arbeit des Herrn Richter die geſtellte Frage auf die allein richtige Weiſe gelöſt hat. Es handelt ſich hier nicht um verſchiedene Anſichten und ſubjective Auffaſſungen, ſondern man braucht nur auf das Weſen des Proteſtantismus und, wenn Sie wollen, auf die Worte Luthers ſelbſt in Betreff dieſer Frage zurück zu gehen, um ganz entſchieden der Predigt in dem proteſtantiſchen Gottesdienſte den Vorrang zugeſtehen zu müſſen. Ich brauche Ihnen wohl nicht die bezüglichen Stellen aus Luthers Schriften in's Gedächtniß zurückzurufen, Herr Richter hat ſie kurz angeführt und auf Grund derſelben die Frage beantwortet. Sie ſagen, Herr Superintendent, die Arbeit des Herrn Richter enthalte meiſt philoſophiſche Phraſen, Hegel'ſche Redensarten, — ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich Ihrer Anſicht keineswegs beiſtimmen kann, obſchon mir Hegel's Schriften zur Genüge bekannt ſind, ja ich muß beſtimmt behaupten, daß die Arbeit des Herrn Richter

ebenſo weit von Hegel's Philoſophie entfernt ſteht, als Ihre Worte von der Wahrheit der Sache!"

Als ob ein Blitzſtrahl plötzlich in eine Geſellſchaft niederfährt, ſo ſitzen die Herren Pfarrer erſtaunt, erſchrocken da. Superintendent Möller ſieht den Sprecher mit großen Augen und halb geöffnetem Mund an, aber er vermag kein Wort zur Erwiderung hervorzubringen.

Da erhebt ſich der Conſiſtorialrath und Abt. Für ihn iſt jetzt die Gelegenheit, für ſeine frommen Amtsbrüder in die Schranken zu treten, und als die Pfarrer und der Superintendent den Abt wie einen Kirchenfürſten groß und lang daſtehen ſehen, da kehrt Selbſtvertrauen in ihre Bruſt zurück.

„Herr Paſtor Binder," beginnt endlich der Conſiſtorialrath mit lauter und verweiſender Stimme: „Herr Paſtor Binder," wiederholt er mit noch größerem Nachdruck, „ich muß hier kraft meines Amtes auftreten, um die geehrten Herren Prediger und den Herrn Superintendenten vor jeder Beleidigung von Ihrer Seite zu ſchützen. Sie wagen es, obſchon Sie ſelbſt, aus welchem Grunde iſt mir unbekannt, noch nie die Synodalthеſen zu bearbeiten ſich die Mühe genommen haben, über die Arbeiten der hochwürdigen Herren abzuurtheilen und dieſelben der Arbeit eines Candidaten nachzuſetzen! Sie wagen es, gegen die ſo ruhig und im Geiſte des Heilandes ausgeſprochene Anſicht des Herrn Superintendenten aufzutreten und dieſelbe als unwahr zu bezeichnen! Herr Superintendent Möller hat noch ſehr mild und chriſtlich über die gänzlich unbrauchbare Arbeit des Herrn Richter geurtheilt und ſie mit dem rechten Namen benannt.

Ich ſelbſt, Herr Paſtor Binder, ſtimme dem Urtheile des Herrn Superintendenten vollkommen bei, wie gewiß auch die übrigen Herren Prediger!“

Der Conſiſtorialrath hat dieſe Worte mit größtem Nachdruck geſprochen, aber Paſtor Binder ſcheint nicht durch ſie betroffen zu ſein, denn mit ruhiger aber feſter Stimme entgegnete er: „Ich habe mein Urtheil als meine wohlerwogene Anſicht gegeben und muß Ihnen, Herr Conſiſtorialrath und Abt, deshalb dieſelben Worte erwidern, welche ich dem Herrn Superintendenten geſagt habe.“

„Mir?“ ruft der Conſiſtorialrath halb erſtaunt und halb in Zorn. „Mir?“

„Jawohl auch Ihnen!“ erwidert Paſtor Binder ruhig, „und allen Denen, welche Ihre Anſicht theilen.“

„Ich verweiſe Sie zur Ruhe, zum Schweigen!“ fährt der Abt heraus, „Sie haben kein Recht hier zu opponiren, Sie ſind längſt bekannt mit Ihren rationaliſtiſchen Anſichten!“

Mit derſelben Ruhe ſteht Paſtor Binder da. „Ich habe das Recht, meine Anſichten hier auszuſprechen wie jeder Andere und ich werde es thun, ſobald es mir beliebt und nöthig iſt,“ erwidert er mit feſter Stimme.

Ein allgemeines Murren erhebt ſich unter den Verſammelten. Der Superintendent ſitzt bleich und erſchrocken da, der Conſiſtorialrath ringt vergebens nach Worten, der Augenblick der allgemeinen höchſten Spannung iſt eingetreten.

Da erhebt ſich der Candidat Richter. „Wegen meiner Arbeit,“ ſagt er mit ruhiger Stimme, „iſt der Streit

entſtanden. Herr Paſtor Binder iſt ſo freundlich, dieſelbe in Schutz zu nehmen, erlauben Sie mir, verehrte Herren, ſelbſt meine Gründe zur Rechtfertigung darzulegen.“

„Schweigen Sie, Sie haben keine Gründe,“ fährt ihn der erzürnte Conſiſtorialrath an.

„Ich habe Gründe, Herr Conſiſtorialrath,“ erwidert Albert ruhig.

„Schweigen Sie!“ ruft der Conſiſtorialrath noch heftiger und wirft in äußerſter Wuth die heilige Schrift auf den Tiſch, wie Luther einſt dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf warf, und das Dintenfaß des Protokollführers wankt ob dieſer Erſchütterung und in leiſem ſchwarzen Fluſſe verbreitet ſich ſein Inhalt über den Tiſch.

Die Prediger ſpringen auf. Es iſt Revolution unter den frommen Geiſtlichen.

„Kommen Sie,“ ſpricht Binder zu Albert, indem er ihn am Arm faßt, „kommen Sie, wir thun beſſer, die Herren von unſrer Gegenwart zu befreien;“ aber durch des Conſiſtorialraths Heftigkeit iſt auch Albert's Blut in Wallung gerathen. „Ich werde bleiben,“ ruft er mit Beſtimmtheit, „und mich gegen die mir ſo fälſchlich gemachten Vorwürfe rechtfertigen, ich werde darthun, mit ſchlagenden Gründen darthun, daß Derjenige, der behauptet, meine Arbeit ſei aus Hegel'ſchen Redensarten zuſammengeſetzt, entweder dieſe oder Hegel nie geleſen hat, ich werde darthun, daß Luther ſelbſt ſagt, die Predigt ſei das Weſentlichſte des ganzen Gottesdienſtes, und daß es ein romaniſches Streben iſt, der

Liturgie, als Anbetung Gottes, das Uebergewicht zu gestatten; ich will mich rechtfertigen und zeigen.“ —

Der Paſtor Binder zieht ihn am Arme aus der Thür, ehe er ſeine Worte beenden kann und ſchnell ſind Beide aus dem Bereiche der Superintendentur in Sch. —

Auf dem Heimwege.

Eine herbſtliche Nachmittagsſonne hat viel Ergreifendes und Mildes, ſie ſcheint ſo warm und frei in die Herzen hinein und macht ſie noch weicher und wehmüthiger als der Frühling. Die Frühlingsſonne ſpannt die Kräfte und Muskeln, ſie erheitert und treibt uns hinaus auf die Wieſen, in den grünen Wald und drängt uns, daß wir vor Freude und Lebensluſt hüpfen und ſpringen möchten — nicht ſo die Herbſtſonne. An dem Abhange eines Berges liegen, das Haupt auf die Hand geſtützt und hinablicken in das Thal vor uns; dem Treiben der Menſchen auf den Feldern zuſchauen, mit dem Blicke die aus den Schornſteinen aufſteigenden Rauchwolken verfolgen und die Gedanken ihren eignen ſchwärmenden Flug nehmen laſſen, — das iſt die Herbſtluſt.

Paſtor Binder und Albert ſind auf dem Heimwege. „Sehen Sie, lieber Richter,“ bricht Paſtor Binder endlich das Schweigen, „ſo urtheilt man über Arbeiten, welche nicht in dem Sinne jener Herren ſind.“

„Ich hatte die Abhandlung mit vieler Mühe ausgearbeitet und einen andern Erfolg gehofft.“

„Das glaub' ich gern,“ unterbricht Binder Albert, „ich gestehe, daß ich mit Vergnügen Ihre Arbeit gelesen habe, daß ich Ihnen vollkommen beistimme, aber ich wußte, daß sie nicht anders beurtheilt werden würde. Sie hätten sollen lieber gar keine Arbeit einliefern, es wäre besser gewesen als so; Sie haben die Herren gereizt und, junger Freund,“ fügt Binder hinzu, indem er still steht und seine Hand auf Albert's Arm legt, „Sie kennen noch nicht diese frommen, orthodoxen Herren. Ich halte es für meine Pflicht, offen gegen Sie zu sein, damit Sie gefaßt und mit ruhiger Ueberlegung jenen Herren entgegentreten können. Rechnen Sie bei ihnen auf kein Vergessen oder Vergeben des heutigen Auftrittes, und wenn dieselben auch noch so freundlich gegen Sie sind. Ich habe reiche und schwere Erfahrungen gemacht, habe meiner freiern Ansichten wegen fortwährend Anfeindungen und Verleumdungen erleiden müssen, denn die Falschheit und Bosheit birgt sich so häufig unter dem Gewande der Frömmigkeit und des Pietismus.“

„Was wollen Sie jetzt beginnen, Herr Richter?“ fragt ihn sein Begleiter nach kurzem Schweigen, „Sie haben den Herrn Consistorialrath und Abt beleidigt, auf eine Pfarrstelle dürfen Sie sich keine Hoffnung machen?“

Albert sieht den Frager mit großen Augen an, er ist erstaunt über die Frage und ein bleicher Zug des Schreckens zieht über sein Gesicht hin. „Ich habe mich

um die Pfarrſtelle in B. beworben, und die Zuneigung der ganzen Gemeinde zu mir ſpricht für mich.“

„Machen Sie ſich keine Hoffnung, verzichten Sie von ſelbſt darauf,“ erwidert ihm Paſtor Binder, „und wenn die ganze Gemeinde für Sie zum Conſiſtorium wallfahrtete, Sie würden die Stelle dennoch nicht erhalten.“

„Die Gemeinde hat den Pfarrer zu wählen, und das Conſiſtorium hat ihn nur zu beſtätigen.“

„Es wird Sie aber nicht beſtätigen, glauben Sie mir, junger Freund, ich wollte es wäre anders,“ erwidert Binder mit Theilnahme.

Albert's Züge nehmen einen Ausdruck tiefer Bekümmerniß an. „Mein Vater, meine Schweſter haben all ihre Hoffnung darauf geſetzt, ich bin verloren, wenn ich die Stelle nicht erhalte!“

„Nein, Sie ſind nicht verloren; bei den Kräften und Kenntniſſen, welche Sie beſitzen, werden Sie ſich auch auf anderem Wege Ihr ehrenvolles Brot erwerben; nur nicht verzagt! Wer ſich ſelbſt verläßt, den hat Gott verlaſſen!“ tröſtet Binder Albert, aber ſeine Worte vermögen nicht ihn zu beruhigen, und ſchweigend ſchreitet er ihm zur Seite weiter.

„Albertus Richter, candidatus theologiae!“ tönt es plötzlich hinter ihnen, und faſt athemlos kommt der Candidat Schröter hinter ihnen her gelaufen.

„Wo kommen Sie her, Herr Schröter?“ ruft ihm Binder entgegen.

„Von der großen Synode, dem geſprengten Concil, auf dem das große Schisma zwiſchen meinem Freund

Richter und dem Herrn Conſiſtorialrath nebſt Herrn Superintendenten entſtand! Geradenwegs. — Aber Sie ſind ſehr ſchnell gegangen, meine Herren, ich habe mich bald nach Ihnen den Herren höflichſt empfohlen und bin gelaufen wie toll; — o, nur einen Schluck Bier, mein Hals, meine Seele, mein ganzer Geiſt ſind ſo trocken wie des Herrn Superintendenten Rede, erſchrecklich trocken!“

„Weshalb biſt Du nicht dort geblieben, Schröter?“ fragte Albert.

„Glaubſt Du denn,“ ruft der Gefragte mit dem ihm eigenthümlichen humoriſtiſchen Pathos, „ich werde mich mit Denen zu Tiſch ſetzen und wohl gar anſtoßen, die ſo eben meinen Freund zum ewigen Candidatenthum verdammt haben! Aber laß Dich nicht irren, mein Junge, ſei nicht beſorgt, die Stelle in B. bekommſt Du dennoch!“

Albert ſchüttelt traurig mit dem Kopfe.

„Soeben ſprachen wir darüber,“ nimmt Paſtor Binder das Wort, „und ich ſelbſt habe Herrn Richter geſagt, daß er ſich keine Hoffnung auf die Stelle machen möge. Die heutige Streitigkeit werden jene Herren gewiß nicht vergeſſen.“

„Gewiß nicht, Herr Paſtor,“ erwidert Schröter, „ſicher nicht, die Herren vergeſſen nichts, als ihr eigenes Unrecht; Sie haben von Ihrer Seite ganz Recht, meinem Freund die Hoffnung auszureden, allein, Herr Paſtor, es giebt Manches im Leben, was die Einen wiſſen, und deshalb darnach handeln können, während die Anderen ſich nichts davon träumen laſſen. Du be-

kommſt die Stelle, Richter, deshalb jetzt ſtill davon. — Was haben Sie denn für den Reſt des Tages beſchloſſen, meine Herren?“

„Ich möchte Sie einladen, mit mir zu kommen,“ entgegnet Binder, um das Unangenehme des heutigen Morgens in ruhigem Geſpräche zu vergeſſen.“

„Sehr gern, ſehr gern, Herr Paſtor!“ fällt Schröter ein, allein da Albert eine etwas verlegene Entſchuldigung hervorbringt, fährt er ſogleich fort: „Aha, ich weiß ſchon, Freund Richter kann nicht, da muß ich auch Ihre Freundlichkeit ablehnen, Herr Paſtor. Freund Richter hat noch einen wichtigen Weg heute, er kann ihn nicht aufſchieben, gewiß nicht, und ich muß ihn begleiten; ich bin vielleicht ihm nützlicher, als er glaubt. Darum haben Sie Dank, aber ich hoffe, Sie werden es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns erlauben, Sie in den nächſten Tagen zu beſuchen.“

„Ich bitte darum.“

Schröter und Albert nehmen Abſchied von dem kleinen Prediger und verlieren ſich bald in dem Schatten des nahen Waldes.

„Sie erwartet Dich, Richter?“ bricht Schröter das Schweigen.

„Ja, aber wohl jetzt noch nicht,“ antwortet Albert, und ſchweigend ſchreiten Beide neben einander fort.

Der Tag neigt ſich, aber durch die farbigen Blätter der Buchen ſcheint die Sonne immer noch freundlich und mild hindurch, und die Schatten der beiden Männer werden länger und länger und ranken ſich ſtets weiter ſchreitend an den Stämmen der Bäume in die

Höhe. An dem Wege ſtehen Herbſtblumen und Spinnen haben ihre Fäden von Halm zu Halm, von Buſch zu Buſch gezogen, und die glitzern und glänzen in den Sonnenſtrahlen. Es iſt Alles ſtill, nur hoch aus den Lüften ſchallt das Geſchrei von Kranichen, welche in langen geordneten Zügen nach Süden ziehen. Dann und wann fliegt ein Schwarm kleinerer Vögel zwitſchernd und fröhlich über die Bäume hin, ſie eilen nach den lieblichen Gegenden des Südens, und des Menſchen Herz wird bei allem dieſem ſo wehmüthig und weich geſtimmt.

Albert kann die Ereigniſſe des heutigen Tages noch nicht vergeſſen, und ſelbſt Schröter wird ſtill und weich, obſchon er ſtets ableugnet, daß er weich und gerührt werden könne; die Natur übt aber auf ihn den Einfluß aus, dem ſich kein, wenn nicht ganz verdorbenes Gemüth verſchließen kann.

Auf einer kleinen Waldwieſe am Fuße eines weithin ſchattenden Eichbaumes ſitzt ein Mädchen. Es hält Blumen in ſeinem Schooße und iſt damit beſchäftigt, aus ihnen einen Kranz zu winden. Ihr Blick iſt heiter und ſie ſingt ein luſtiges Lied, welches im Walde widerhallt und ſchon aus der Ferne die beiden Candidaten aufmerkſam macht.

„Kennſt Du dieſe Töne?“ fragt Schröter ſcherzend ſeinen Freund.

Albert lauſcht, und ein freudiges Lächeln bricht ſich durch die trauernden Gedanken, welche ſich auf ſeinem Geſichte abſpiegeln, Bahn. Schneller ſchreiten Beide vorwärts. Als ſie um den Buſch biegen, ſehen ſie

das Mädchen, mit dem Rücken ihnen zugewandt, ſitzen, und unbemerkt nähern ſie ſich ihm. Noch immer ſingt es ſein luſtiges Lied und windet am Kranze. Da kann ſich Albert nicht länger halten, er ſpringt vor und umfaßt die Sängerin. Erſchrocken ſchaut ſie ſich um, als ſie aber Albert's Augen begegnet, löſt ſich der Schreck in Freude, und kaum bemerkt ſie den daneben ſtehenden Schröter.

„Du kommſt früher, als ich Dich erwartet hatte, Albert," ruft ſie aus, „iſt die Synode ſo frühzeitig beendet?"

„Das nicht," nimmt Schröter für ſeinen Freund das Wort, „aber der arme Kerl hatte keine Ruhe mehr, es zog und trieb ihn fort, und aus Liebe zu ihm habe ich den Synodalſchmaus im Stiche gelaſſen; das iſt doch Aufopferung einer edlen Seele."

Das Mädchen reicht ihm freundlich die Hand. „Sie ſind ein prächtiger Menſch, wie geboren zu einem Pfarrer," erwidert ſie lachend.

„Ich geboren zu einem Pfarrer? Wohl gar zu einem frommen?" ruft Schröter lachend. „Dann muß ich noch einmal geboren werden, denn lieber wollte ich, wie weiland Jonas, nicht nur drei Tage, nein vier Wochen, in dem Walfiſchbauche ſitzen, als Pfarrer werden und jährlich der Synode beiwohnen; das heißt natürlich in einem ſolchen Walfiſchbauche, wie der iſt, in dem Jonas geſeſſen."

Bertha ſieht ihn fragend an.

„Sie wiſſen wohl nicht," antwortet ihr Schröter, „daß der Walfiſch des Jonas ein Wirthshaus, genannt

„Zum Walfiſch“, war, in dem der fromme Jonas drei Tage und Nächte zechte? Sie hätten müſſen Theologie ſtudiren, Fräulein, dann würden Sie auch in dieſe myſteriſche Auslegung der heiligen Schrift eingeweiht ſein.“

„Sie ſind ein Schelm, Herr Schröter! — Aber was fehlt Dir, Albert, Du biſt ſo ernſt und traurig geſtimmt, gar nicht ſo heiter und froh, wie Dich Deine Bertha zu ſehen gewohnt iſt?“

„Er iſt hungrig und fühlt Durſt, denn um den Synodalſchmaus iſt er betrogen,“ fällt Schröter ein; allein Albert's gezwungenes Lächeln zeigt Bertha ſofort, daß dieſes der Grund nicht iſt.

„Sag' mir die Wahrheit, Albert,“ bittet Bertha ſchmeichelnd. „Haſt Du Unangenehmes auf der Synode gehabt?“

Albert nickt ihr eine bejahende Antwort zu und wendet den Kopf ab, um ſein betrübtes Geſicht zu verbergen.

„Thorheit, nichts als Thorheit, Fräulein,“ fällt Schröter wiederum ein, „eine Kleinigkeit! Den frommen Herren gefiel Albert's Arbeit nicht, und da gab es einige geringe verſchiedene Anſichten, ſogenannte theologiſche Anſichten, das hat Albert geärgert, und wir machten uns deshalb aus dem Staube, zumal da es ſchien, die Köchin habe den Braten anbrennen laſſen, denn, auf Ehre, Fräulein, es roch ſehr unangenehm in den Räumen der Superintendentur.“

Bertha weiß in der That nicht, wie ſie daran iſt.

Albert's Verſtimmung iſt nicht ohne Grund, und Schröter's Scherz ſtimmt zu wenig dazu.

„Es hilft Dir nichts, Schröter," bricht Albert deshalb das augenblickliche Schweigen. „Bertha iſt ſtark genug, die volle Wahrheit zu hören, und iſt vernünftig genug, ſie ruhig zu ertragen. — Meine Synodalarbeit," wendet er ſich an Bertha, „hat den Herren nicht gefallen, ſie haben ſie verwünſcht und verdammt. Paſtor Binder nahm ſich meiner freundlichſt an, allein dadurch ward die Sache noch ſchlimmer, ich ſelbſt trat zuletzt ärgerlich auf, ich bin mit dem Conſiſtorialrath Ellis heftig zuſammen gekommen und verließ die Synode."

Albert ſchweigt. Ohne ein Wort zu erwidern blickt ihn Bertha an, in ihrem Geſichte malt ſich Schrecken und Angſt in deutlichen Zügen. „Aber Du wirſt doch die Pfarrſtelle in B. erhalten?" fragt ſie endlich.

Albert ſchüttelt mit dem Kopfe.

„Natürlich wird er ſie erhalten," fällt Schröter ein. „Er hat ſich darum beworben und die Gemeinde liebt ihn."

„Lieber Schröter, ich kenne Dich als alten und treuen Freund; hier gilt es aber, die Wahrheit offen herausſagen. Beſſer ein Uebel kennen, als in peinlich zehrender Ungeduld zu leben. Paſtor Binder ſagte mir, ich möchte mir auf die Stelle, überhaupt auf irgend eine Stelle, bei deren Beſetzung das Conſiſtorium bethätigt ſei, keine Hoffnung machen; ich weiß, daß er Recht hat, die Herren ſind unverſöhnlich. — Sei nicht beſorgt, meine Bertha, es giebt mehrere Wege, die durch das Leben führen und auf denen man glücklich ſein kann."

Bertha fängt bitterlich an zu weinen und birgt das Geſicht in ihren Händen. Albert giebt ſich alle Mühe, ſie zu tröſten und zu beruhigen, aber es gelingt ihm nur wenig. Schröter weiß in der That nicht, was er in dieſer peinlichen Lage machen ſoll. Endlich tritt er mit ernſter Miene auf Beide zu. „Albert," ſagt er mit ernſter Stimme, „Bertha, laſſen Sie mich Sie ſo nennen, hört mich ruhig an. Ich zweifle zwar, daß es Dein Glück ſein wird, wenn Du die Pfarrſtelle in B. erhältſt, denn Du wirſt mit manchen Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben; ich möchte am liebſten, Du würdeſt gar nicht Pfarrer, aber ich ſehe ein, daß es doch für Dich wünſchenswerth iſt, möglichſt bald eine Stelle zu erhalten. Nun hör' mich an. Hier haſt Du meine Rechte, ich gebe Dir das feſte Verſprechen, ich bürge Dir mit meinem Ehrenworte dafür, daß Du die Stelle in B. erhältſt."

Albert ſieht ſeinen Freund verwundert an. „Wie wollteſt Du das bewirken, Schröter?" Das ſteht nicht in Deiner Macht."

„Es ſteht in meiner Macht, ſo wahr ich hier vor Dir ſtehe, und weder Deine noch meine Ehre iſt dabei gefährdet. Du ſollſt nicht zu dem ſtolzen Herrn Conſiſtorialrath hingehen und bitten, um mit Hohn abgewieſen zu werden, das ſollſt Du nicht, ich ſelbſt werde zu ihm gehen — doch das Weitere bleibt meine Sache, gieb mir nur das Verſprechen, daß Du Dich fügen willſt, wenn ich für Dich handle, ich verſichere Dich, daß Alles von unſerer Seite ehrenhaft zugehen wird!"

„Ich verſtehe Dich nicht, Schröter?"

„Das iſt auch nicht nöthig. Gieb mir die Hand, alter Burſch', Sie auch, Bertha, — ſo — nun laſſen Sie das Weinen ſein. In ſechs Wochen ſitzen Sie als Frau Pfarrerin in B. und ich komme dann, Sie zu beſuchen.“

Aus dem weinenden Auge des lieblichen Mädchens ſtrahlt neue Hoffnung. Ein wehmüthiges Lächeln macht ſich durch die Thränen hindurch Raum, und läßt den Charakter der Unſchuld deutlich auf dem lieblichen Geſichte hervortreten. Das iſt ja eben die Eigenthümlichkeit der Unſchuld, der Kindheit, daß Weinen und Lachen ſo nahe bei einander liegen, daß nur ein Strich ſie trennt, wie Rubens durch einen einzigen Strich ſeines Pinſels das Geſicht eines lachenden Kindes in das eines weinenden, und umgekehrt, verwandelte. Sobald hinter dem Spiegel der Unſchuld, der des Kindes Herz umgiebt, der Freude und Schmerz ſchnell auffaßt, aber eben ſo ſchnell wieder fahren läßt, um neue Bilder aufzunehmen, das Metall fortgenommen iſt, dringen die Eindrücke bis tief in's Herz hinein, und zwiſchen Weinen und Lachen liegt oft eine Welt unendlicher, ſtiller Schmerzen.

Vor dem Conſiſtorium. Die Trauung.

Zwei Wochen waren nach dem verhängnißvollen Synodaltage verfloſſen. Und welche innere Kämpfe, welches Zweifeln und Bangen kann ein menſchliches

Herz in zwei Wochen erleben! Das hatte Albert erfahren. Sein Leben war bis dahin, wenn auch unter mancherlei Entbehrungen, doch ohne eigentliche innere Kämpfe verflossen. Sein jugendlich kräftiger Geist nahm deshalb die Ereignisse auf der Synode in aller Strenge auf. Er täuschte sich nicht über die Folgen; sie würden ihn weniger, vielleicht gar nicht berührt haben, wenn er allein im Leben gestanden, wenn er nicht Vater und Schwester zu ernähren gehabt hätte und wenn er nicht verlobt gewesen wäre. Er hatte sich um die Pfarrstelle in B. beworben. Vergeblich hatte er auf irgend eine Antwort gewartet; er sah mit Bestimmtheit voraus, daß es eine ungünstige für ihn sein würde; allein die Hoffnungsgedanken, die in manchen Augenblicken wiederkehrten, machten ihm die Ungewißheit doppelt peinlich. Er fürchtete sich vor dem Eintreffen der Antwort, denn noch hatte er seinem Vater und seiner Schwester den auf der Synode vorgefallenen Streit und dessen gefürchtete Folgen nicht mitgetheilt, um ihnen den Schmerz so lange als möglich zu ersparen.

Schröter hatte sich gleichfalls in den Tagen seit der Synode nicht bei Albert sehen lassen. Mit wenig Zeilen hatte er ihn benachrichtigt, daß er verreisen müsse.

Pastor Binder, der schon Mehrfaches der Art in seinem Leben erfahren, hatte die Erlebnisse mit der ihm eigenen Ruhe ertragen, wenn ihn auch das Geschick Albert's mit Trauer erfüllte. Er hatte sogleich einige Tage nach der Synode ein Schreiben vom Consistorium erhalten, worin er aufgefordert wurde, vor dem Consistorium zu erscheinen. Es war dies nicht das

erſte Mal, daß er vorgeladen war, um über irgend Etwas Rechenſchaft abzulegen, aber die Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen und Handlungen, das Bewußtſein ſeines Rechts hatten ihn ſtets ſiegreich heimkehren laſſen, wenn er ſich auch nicht verhehlte, daß jeder Sieg ihm neue und unverſöhnliche Feinde im Conſiſtorium zugezogen hatte. Er kümmerte ſich indeß wenig darum. In ſeinem Amte, wie in ſeinem Leben ſtreng und getreu ſeinen Pflichten, lebte er zufrieden für ſich. Ohne irgend welche Beſorgniß leiſtete er auch dies Mal der Vorladung des Conſiſtoriums Folge. Als er am feſtgeſetzten Tage Morgens der Stadt zuſchritt und ſich im Geiſte die Art und Weiſe, wie er dem Conſiſtorium gegenüber zu treten habe, zurecht legte, holte ihn Schröter ein, den ein anderer Zweck denſelben Weg führte.

„Sie ſind wieder der unglückliche Märtyrer," ſagte Schröter nach der Begrüßung zu Binder, „für Andere ſind Sie in die Schranken getreten und haben nun ſelbſt den Schaden."

„Ich weniger," erwiderte Paſtor Binder ruhig, „mir kann das Conſiſtorium nichts anhaben, und aus dem freundſchaftlichen Verhältniſſe bin ich längſt mit ihm herausgetreten. Aber für unſern armen Freund Richter bin ich ſehr beſorgt."

„Wiſſen Sie ein Näheres über ihn und die Erfolge ſeiner Bewerbungen um B.?"

„Ja! — Er erhält die Stelle nicht. Doch er ſelbſt weiß noch nichts davon; mir ward die Nachricht privatim durch den Conſiſtorialſecretair."

Schröter ſchwieg einen Augenblick. „Wer hat die Stelle erhalten?“

„Candidat Otto.“

„Aha, der Orthodox, der Mucker, der Heuchler! — Doch, Herr Pfarrer, jetzt heißt es handeln, ſchnell und energiſch handeln, ehe Albert die Nachricht empfängt. Heute gehen Sie zum Conſiſtorium, morgen gehe ich zur Hochzeit eines Freundes und übermorgen, Montag, ſtatte ich dem Herrn Conſiſtorialrath Ellis einen Beſuch ab und ſelbigen Tages hoffe ich noch Albert die freudige Nachricht überbringen zu können, daß er Pfarrer in B. geworden. Er verdient es, denn er iſt ein kreuzbraver Kerl!“

Binder blieb ſtehen und ſah Schröter verwundert an. „Sie — Sie hoffen den Spruch des Conſiſtoriums umzuſtoßen; Sie hoffen die Herren zu verſöhnen? Ich achte Ihre Freundſchaft, Ihren Willen, aber man ſieht, junger Freund, daß Sie das Leben und die Menſchen noch zu wenig kennen. Sie täuſchen ſich. Gehen Sie nicht zum Conſiſtorialrath, Sie ſchaden ſich nur ſelbſt und erreichen Ihren Zweck dennoch nicht!“

„Ich erreiche ihn,“ erwiderte Schröter mit Beſtimmtheit, „doch laſſen Sie uns jetzt davon ſchweigen, wir werden uns wieder ſprechen und Sie werden mir dann Recht geben.“

Binder ſchüttelte ſchweigend und zweifelnd den Kopf. Sie trennten ſich in der Stadt, und der kleine Pfarrer ging ſofort muthig und getroſt zum Conſiſtorium.

Es währte lange, ehe er vorgelaſſen wurde. Endlich kam der Pedell und meldete ihm, daß die Herren

Conſiſtorialräthe ihn erwarteten. Er trat ein in das Zimmer. Am grünen runden Tiſch ſaßen die Herren verſammelt. Mit ſchuldiger Verbeugung grüßte ſie Binder, allein er vernahm keine Erwiderung ſeines Grußes. Man ließ ihn ruhig ſtehen, wie einen Miſſethäter, der vor Gericht geführt wird, und ſelbſt für den hat die Menſchlichkeit einen Schemel bereit geſtellt. Doch, wie geſagt, Pfarrer Binder mußte ſtehen.

Conſiſtorialrath Ellis, der Beleidigte und Richter in einer Perſon, nahm das Wort. „Sie wiſſen, weshalb Sie vorgeladen ſind, Herr Paſtor Binder?“

„Nein!“

„Sollten Sie die Ereigniſſe auf der Synode in Sch. ſchon vergeſſen haben? Ich zweifle ſehr!“

„Sie ſind mir noch getreu in der Erinnerung, aber um ſo weniger vermag ich in ihnen einen Grund meiner Vorladung zu entdecken,“ erwiderte Binder ruhig und gefaßt.

„Nicht?“ fiel ihm der Conſiſtorialrath in die Rede und erhob ſich von ſeinem Sitze, „nicht, Herr Paſtor Binder, auch in Ihrem ungebührlichen Betragen gegen den Herrn Superintendenten und mich nicht?“

„Nein!“

„So werde ich Sie daran erinnern,“ und Conſiſtorialrath Ellis ließ ſeinen mühſam verhaltenen Grimm mit aller Gewalt los. Er hielt dem kleinen Pfarrer ſeine rationaliſtiſche Denkungsart, die Parteinahme des Candidaten Richter, die abſprechenden, beleidigenden Worte gegen den Superintendenten Möller und ihn ſelbſt mit ſtrengen Worten vor. Er ſagte ihm geradezu, daß

er ſchon längſt dem Conſiſtorium ein Dorn im Auge ſei und daß man in der That nicht wünſchen könne, einem ſolchen Manne ein heiliges Amt der chriſtlichen Kirche länger in Händen zu laſſen, ohne die Verantwortung für die nachtheiligen Folgen ſelbſt zu tragen und zu büßen.

Binder hatte den Conſiſtorialrath ruhig ausreden laſſen. „Erlauben Sie mir," erwiderte er ruhig, „den Worten des Herrn Conſiſtorialraths Einiges zu erwidern. Ich kann zuerſt meine Verwunderung nicht verhehlen, Herr Conſiſtorialrath und Abt, daß Sie, als Beleidigter, zugleich hier als Richter auftreten. Sie machen mir meine Glaubensrichtung zum Vorwurfe, aber ermangeln doch der Gründe, mir irgend Etwas nachzuweiſen, worin ich den Glaubensſatzungen der Kirche zuwider bin. Sie tadeln meine Parteinahme in den Angelegenheiten des Candidaten Richter, doch halte ich es für die Pflicht eines jeden rechtſchaffenen Mannes, einer ſolchen Ungerechtigkeit, wie die des Herrn Superintendenten gegen die Arbeit des Herrn Richter war, nach beſtem Wiſſen entgegen zu treten. Was endlich den Vorwurf eines ungebührlichen Auftretens auf der Synode von meiner Seite anlangt, ſo wende ich denſelben entſchieden ab und auf Die, welche eine Arbeit ungeleſen und unverſtanden verdammen, welche ihre höhere Stellung dazu gebrauchen, Niederen den Weg gerechter Gründe abzuſchneiden, ich meine Sie ſelbſt, Herr Conſiſtorialrath und den Herrn Superintendenten Möller."

Das war zu viel, zu ſtark den Herren Conſiſtorial-

räthen gegenüber. Beſtürzt ſchwiegen ſie anfangs, endlich aber brach der Conſiſtorialrath Ellis los und die übrigen folgten ihm secundum ordinem.

Aber Binder war nicht der Mann, der, einmal herausgefordert, eine Ungerechtigkeit gegen ſich oder Andere ruhig ergehen ließ. Er antwortete den Herren Conſiſtorialräthen mit aller Entſchiedenheit, ohne je dabei die ſchuldige Achtung aus dem Auge zu laſſen.

Es ward ihm endlich angedeutet, daß er dem Conſiſtorialrath Ellis perſönlich und dem Superintendenten Möller ſchriftlich das Ungebührliche ſeines Betragens auf der Synode einzugeſtehen und ſie um Verzeihung zu bitten, widrigenfalls aber die weiteren Schritte des Conſiſtoriums zu gewärtigen habe.

„Nie!“ rief Binder, endlich auch etwas gereizt, „nie werde ich es thun, denn ich müßte der Wahrheit und Gerechtigkeit in die Augen ſchlagen. Ich fürchte Ihre weiteren Schritte nicht, ich baue auf Den, der über uns Allen thront und uns einſt richten wird; ich werde das öffentliche Urtheil als Richter aufrufen; Der mag Abbitte thun, welcher ſich ſchuldig fühlt — ich kann es nicht, ich thue es nicht!“

Wie Luther auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiſer und Papſt, ſo ſtand der kleine Pfarrer muthig und ſtandhaft vor den Conſiſtorialräthen da. Er ging aus dem Zimmer als Sieger, aber aufs Innerſte beleidigte Feinde, welche nur der Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts an der Errichtung eines Scheiterhaufens hinderte, ließ er zurück.

Der Zufall fügte es, daß Binder den Candidaten

Schröter auf der Straße traf, und er konnte nicht umhin, ſeinem bedrängten Herzen Luft zu machen und ſich auszuſprechen. „Mögen ſie mich abſetzen, die Herren," ſchloß er endlich, „ich fürchte mich nicht, es giebt noch ein höheres Gericht, als ſie ſind, und ich werde nie nachgeben, ſo lange ich im Rechte bin."

„Nur Geduld, mein lieber Herr Pfarrer, nur Geduld, und fürchten Sie nichts!" erwiderte Schröter. „Das Theater ſoll ſich bald ändern. Noch fällt der Vorhang nicht. Ich habe auch noch ſo ein kleines Stückchen, ein Luſtſpiel, aufzuführen, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Am Montag ſtatte ich dem Herrn Conſiſtorialrath Ellis einen Beſuch ab und werde mir erlauben, auch in Ihrer Angelegenheit ein Wort mit einfließen zu laſſen."

„Ich begreife, ich verſtehe Sie nicht, Herr Schröter, erklären Sie mir Ihre Abſichten."

„Jetzt nicht, jetzt nicht. Wenn Alles gelungen, dann vielleicht. Vertrauen Sie nur auf mich, ich vermag Wunderthaten auszuführen; Sie ſollen es ſehen."

Sie trennten ſich, und Binder ſchritt mit gefaßtem, aber doch kummervollem Herzen heim; Schröter ging auf den Polterabend ſeines Freundes und war der luſtige, ausgelaſſene Menſch, welcher er von jeher geweſen. Er kannte die Lebensverhältniſſe ſeines Freundes genau; er ſchätzte ihn hoch als einen der bravſten Männer, der jedoch in manchen Sachen zu ſchwach war und vor jeder kühnen Handlung bange zurück bebte. Wilhelm Linde, ſo hieß Schröter's Freund, war Kaufmann. Er hatte ſich, mit mannichfachem Misgeſchick kämpfend, endlich eine ſelbſtändige Stellung erworben,

die ihm gestattete, das Mädchen, mit dem er bereits sechs Jahre verlobt war, als Weib heimzuführen, und wer beide kannte, verhieß ihnen eine glückliche Ehe, beide waren seelengut und liebenswürdig, aber beide waren schwach. Gerade diese Schwäche hatte sie einen Fehltritt thun lassen, der Emma schon manche, manche Thräne gekostet hatte. Die Schuld war längst durch den Gram beider gesühnt, das Kind war gestorben, und die wenigen Menschen, welche überhaupt davon wußten, da Emma nicht aus der Stadt war, hatten es längst vergessen.

Der Polterabend hatte indessen in den Herzen des Brautpaares die Erinnerung an jenen Fehler wieder wach gerufen, und eine trübe Stimmung hatte sich ihrer bemächtigt, welche Schröter trotz aller Mühe nicht zu verscheuchen vermochte.

„Mit Euch ist auch nichts anzufangen," sagte er endlich halb unwillig zu seinem Freunde, „lieben und sehnen sich die beiden Menschen nun schon sechs Jahre lang, härmen sich, daß sie sich nicht heirathen können, und nun es endlich so weit ist, sind sie nicht einmal lustig, — das mag der Kuckuck begreifen! Sag mir, alter Freund," fuhr er ruhiger und theilnehmend fort, „liegt Euch irgend Etwas auf dem Herzen?"

Linde zog Schröter in ein Seitenzimmer, wo sie ungestört und ungehört mit einander sprechen konnten. „Wir wünschten," sprach er zu Schröter, „uns im Hause in aller Stille trauen zu lassen, aber der Consistorialrath Ellis besteht darauf, daß wir in der Kirche getraut werden."

„Wer traut Euch?" fragte Schröter.

„Ellis.“

„Kennt er Deine und Emma's Verhältniſſe genau?“

„Er weiß es. Ich habe ihn gefragt, ob Emma einen Kranz aufſetzen dürfe, und er hat es endlich zugegeben; aber Emma will es nicht, das Gefühl ihrer Schuld, ſagt ſie, leidet nicht, daß ſie einen Kranz aufſetze, es komme ihr nicht zu. — Was ſollen wir nun thun? Ohne Kranz in den Haaren kann Emma nicht öffentlich vor den Altar treten!“

„Thorheit! Thorheit!“ erwiderte Schröter. „So manche Braut trägt einen Kranz in den Haaren und hat weit weniger Recht dazu. Emma muß den Kranz aufſetzen, ich werde ſie ſchon dazu bewegen. Sehr unangenehm iſt es mir, daß Ellis Euch traut — doch, dagegen iſt nichts zu machen; ich denke es wird Alles gut ablaufen. Zur Kirche werde ich Euch Morgen natürlich begleiten. Nun ſeid aber luſtig auf Eurem Polterabend, laßt die Vergangenheit aus dem Kopfe, genießt die Gegenwart und denkt an die Zukunft.“

Heiter ſchieden die Polterabendgäſte ſpät auseinander.

Die Hochzeitsmorgenſonne erhob ſich an einem heitern blauen Himmel und verhieß einen ſchönen Tag. Er wurde es, denn kein Wölkchen trübte den Himmel da oben, und es war faſt, als ob ſich dieſes reine Himmelsblaue auch in das bange Herz der lieblichen Braut herabgeſenkt habe, denn ſie war ruhiger, als ſie ſelbſt geglaubt hatte. Zwar trat ſie an Wilhelms Arme zitternd vor den Altar, die von Thränen leicht gerötheten Augen ſenkten ſich bange und beſcheiden an den Boden, eine leichte Röthe überzog das feine Geſicht

und in den dunkelen Locken hing der Myrtenkranz unschuldig und frisch. Welche Braut wird anders vor den Altar treten, so lange sie noch ein unschuldiges Herz in sich trägt, und Emma war unschuldig, kindlich unschuldig, trotz ihres einen, in den Augen der Menschen so großen Fehltrittes. Großer Gott! wenn ein einziger Fehltritt, der jahrelang aufrichtig bereut und schwer gebüßt ist, die Unschuld für ein ganzes Menschenalter zu vernichten vermag. Viele Menschen haben aber eigenthümliche Begriffe von der Unschuld, oder richtiger, sie haben gar keinen Begriff davon. Unschuld kehrt wieder, sobald die Schuld, welche sie vernichtete, gesühnt ist. —

Zitternd stand Emma vor dem Altare, das Klopfen ihres Herzens konnte man fast hören. Da trat der Consistorialrath vor den Altar hin, nicht wie ein Diener der Kirche, der im Begriff ist, eine segensvolle Handlung zu vollziehen, sondern stolz trat er hin. Selbst in dem laut gesprochenen Gebete lag Stolz. Er beugte das Haupt, aber nicht in wahrer Demuth. Demuth und Schein liegen ja so unendlich weit auseinander. Ihm genügte es, daß die Menschen es für Demuth nahmen. Er schwieg einen Augenblick, nachdem er das Gebet gesprochen und sah mit starrem Ernste auf das vor ihm stehende Brautpaar, Er trat einen Schritt vor, faltete fromm die Hände und begann seine Rede mit den Worten des 51. Psalms Vers 2:

„Gott sei mir gnädig nach Deiner Güte und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit;

denn ich erkenne meine Miſſethat und meine Sünde iſt immer vor mir!“

Dieſe Worte bildeten den Hauptgedanken ſeiner Trauungsrede.

Eine dunkle Röthe flog über das Geſicht des vor ihm ſtehenden Brautpaares. Mit ſchweren, harten Worten ſetzte der Conſiſtorialrath den Gedanken des Pſalmes auseinander, immer näher rückte er dem Fehltritte der unglücklichen Braut, immer deutlicher deutete er darauf hin. Emma wußte nicht, ob ſie vor ihm niederſinken und ihn um Mitleid, um Barmherzigkeit anflehen ſollte, aber ſie konnte es nicht, die Glieder verſagten ihr den Dienſt. Nur einen Blick richtete ſie zu dem vor ihr ſtehenden Conſiſtorialrath, einen Blick, ſo voll himmliſcher Demuth und Reue, ſo voll innerſter Zerknirſchung, ſo ſanft um Vergebung bittend, daß er das Herz eines Miſſethäters, das Herz eines Marmorbildes bewegt haben würde, aber der Blick des frommen Conſiſtorialraths gab ihr Stolz, Strenge, Verachtung zurück.

Immer heftiger ward ſeine Rede. „Auch Ihr gehört zu den Gefallenen und erkennt doch Eure Sünden nicht und habt ſie nicht vor Euch. Mit dem Mantel der Unſchuld habt Ihr Eure Miſſethat bedeckt, die Eitelkeit treibt Euch, vor der Welt als rein erſcheinen zu wollen.“

Mit äußerſter Faſſung hielt ſich Emma an ihres Verlobten Arm. Alles Blut ſchien aus ihren Adern geſchwunden zu ſein, bleich wie ein Todtenbild ſtand ſie da. Die Blicke aller Anweſenden richteten ſich mit

Angſt und Mitleid auf ſie, nur die des Conſiſtorialraths blickten kalt und ſtolz.

„Mit dem Kranze," fuhr er fort, ſich zu der Braut wendend, „der nur der Unſchuld einer reinen Jungfrau gebührt, trittſt Du vor des Heilands Altar. Dir gehört kein Kranz, Du biſt keine Jungfrau mehr, die Mutter des Heilandes verlangt dieſe Sühne!" und er trat hin vor die Braut, nahm den duftenden Myrtenkranz ihr vom Haupte, daß die aufgebundenen Locken wie um das Haupt der Magdalena herabwallten, warf den Kranz zur Erde, trat mit dem Fuße darauf und wand der Braut ſein ſeidnes Schnupftuch um das Haupt.

„Laßt mich los, laßt mich los, laßt mich zu ihm!" rief eine Stimme im Hintergrunde, es war die Schröter's. Freunde brachten den Empörten möglichſt ſtill aus dem Gotteshauſe, um noch Schlimmeres zu verhüten.

Alles war ſtill. Ueber die ohnmächtige Braut gebeugt ſtand Linde bleich und ſtumm. Das Bewußtſein der Schuld lag ſchwer, ſchwer auf ihm. Er wußte nicht was er that.

Man wollte die ohnmächtige Braut fortbringen. „Laßt ſie hier," rief der Conſiſtorialrath, „mag ſie vor des Erlöſers Altar wieder aufwachen, um ihre Schuld zu büßen." Aus ſeinem Auge drang kein Blick des Mitleids, der Erbarmung.

Er wechſelte dem noch halb ohnmächtigen Brautpaar die Ringe, und als er die Rede beendet, warf er ſich nieder auf die Knie, und rief mit erhobenen gefalteten Händen: „Dir o himmliſche, reine Jungfrau, Dir unſer Heiland und Deiner Kirche galt dieſe Sühne. Du

ſelbſt haſt gerichtet, zu Dir wollen wir, alle Die, welche ſich ohne Schuld fühlen, die Arme emporſtrecken und beten, erhalte uns in Deiner Gnade, nimm uns auf in Dein Reich; Amen!“

Niemand rührte ſich; kein Arm erhob ſich außer dem des Conſiſtorialraths ſelbſt. Die Braut ward in den Wagen getragen, ſie wußte von Allem nichts, keiner hatte ihr den erſten Kuß, gleichſam als Weihe der jungen Frau, zu geben gewagt, ein ſtiller Druck der Hand war der einzige Gruß und Glückwunſch, aber in ihm lag mehr herzige Theilnahme als tauſend Worte und Küſſe zu ſagen vermögen. Der Druck einer geliebten Hand dringt uns ja bis in die innerſte Seele hinein, denn durch die Hand ſtrömt auch die Empfindung des geliebten Herzens zu uns. Darum iſt auch der Druck einer geliebten Hand ſo warm und mild wie der Frühlingsſonnenſchein.

Der Beſuch beim Conſiſtorialrath Ellis.

An dem Bette der jungen Frau ſaß Linde, ihr Mann. Wilde fieberhafte Phantaſien zogen vor dem Geiſte der Kranken vorüber. Als ſie am Tage zuvor aus der Kirche heimgekehrt war, hatte ſie ſich ſofort zu Bett gelegt; das Fieber, welches ſogleich eingetreten war, hatte ſie noch nicht einen Augenblick verlaſſen.

Der herbeigeholte Arzt erklärte mit Beſtimmtheit, daß es das Nervenfieber ſei, hervorgerufen durch zu große Anſtrengung der Nerven und durch Gemüthserregung.

„Wo iſt mein Kranz, gebt mir meinen Brautkranz — ſo legt doch die Roſe nicht auf den Sarg, ſie gehört zum Brautkranz! — ha, ha, er hat auf den Kranz getreten, — das ſah luſtig aus und wir haben auch recht herzlich gelacht.“ So rief die Kranke im Fieberwahn. Mit Thränen im Auge hatte ſich ihr Gatte über das Bett gebeugt. — Alſo dies war das Ende ſeines jahrelangen Hoffens, ſo ſchloß das Feſt, das er ſich ſtets als das ſchönſte ſeines Lebens gedacht hatte!

Es klopfte ziemlich laut und heftig an der Thür; Linde hörte es nicht. Ohne eine Antwort abzuwarten, trat Schröter raſch in das Zimmer. Er hatte, ſeit er am vorigen Tage von Freunden aus der Kirche gebracht war — nichts von Allem gehört. Wie verſteinert blieb er deshalb ſtehen, als er dieſe Scene vor ſich erblickte; er bedurfte weiter keiner Erklärung.

Schweigend trat er auf ſeinen Freund zu, der ihm verzweiflungsvoll um den Hals fiel.

„Sei gefaßt, Linde,“ ſagte Schröter endlich. „Sei ruhig, Emma wird es bald überwinden. Aber wie konnteſt Du geſtern die Worte jenes — Conſiſtorialraths ſo ruhig anhören — ha, ich wünſchte an Deiner Stelle geweſen zu ſein.“

„Ich wußte nicht wie mir geſchah, es hätte mich Jemand tödten können und ich würde mich nicht widerſetzt haben, und was ſoll ich jetzt noch thun, das Unglück iſt einmal geſchehen.“

„Nichts ſollſt Du thun," erwiderte Schröter, „nichts, überlaß Alles mir; das Unglück iſt geſchehen, aber hier habe ich ein klein Päckchen Rache für den frommen Herrn!" — Er zog einige zuſammengebundene Briefe aus der Taſche. — „Dieſe Briefe ſollen ihm noch mehr Unglück bringen, als er Euch und Anderen ſchon gethan. Ich will heute noch zu ihm, ſogleich!"

Linde ſchaute Schröter erſtaunt an, ohne zu wiſſen, was dieſer beabſichtigte.

„Gieb mir ein Glas Wein," fuhr Schröter fort, „oder eine Flaſche, ich bin noch zu ruhig und wieder zu aufgeregt, um das Luſtſpiel mit dem frommen Herrn gut zu ſpielen. Du kennſt meine unerſchütterliche Entſchloſſenheit und Ruhe, wenn ich etwas getrunken habe, mag es innerlich auch noch ſo ſehr kochen."

Schröter trank haſtig eine Flaſche Wein und ging fort zum Conſiſtorialrath.

Es war noch nicht die Stunde, in welcher der Herr Conſiſtorialrath und Abt Ellis Audienz zu ertheilen pflegte, und Schröter mußte deshalb einige Zeit im Vorzimmer warten, und er hatte Muße genug, um ſich gehörig zu ſammeln und ſich im Geiſt zurecht zu legen, wie er handeln wollte. Endlich ward er vorgelaſſen, und der unfreundliche Blick des Conſiſtorialraths zeigte ihm ſogleich, wie ungern er ſo früh in ſeiner Ruhe geſtört werde.

Schröter verbeugte ſich. „Ich weiß nicht, ob ich nöthig habe, mich ſelbſt dem Herrn Conſiſtorialrath vorzuſtellen," ſagte er mit höflichem Ausdruck.

„Herr Candidat Schröter," erwiderte Ellis. „Wenn

ich mich nicht irre, habe ich Sie auf der Synode in Sch. und auch gestern in der Kirche gesehen."

„Jawohl!"

Ellis richtete einen scharfen und durchdringenden Blick auf den Candidaten, den dieser indeß mit ruhigem Auge aushielt.

„Was wünschen Sie?" brach Ellis das augenblickliche Schweigen.

„Ich komme in der Angelegenheit meines Freundes, Albert Richter. Derselbe hatte sich um die Pfarrstelle in B. beworben, die Gemeinde hat eine große Liebe zu ihm, die er auch in vollem Maße verdient; sie hat sich deshalb an das Consistorium mi der Bitte gewandt, ihre Wahl Richter's zu ihrem Prediger zu bestätigen, allein trotzdem hat Richter die Stelle nicht erhalten. Nun komme ich als sein bester, langjähriger Freund, um Sie zu bitten, dem armen Richter seine theuerste Hoffnung, sein ganzes Lebensglück nicht zu vernichten, ihm die Stelle zu geben."

Wieder maß Ellis den Candidaten Schröter mit starren, langen Blicken. „Ich begreife nicht wie Sie," erwiderte er mit halb spöttischem Tone, „dazu kommen, für Herrn Richter eine Bitte zu wagen, da mir nicht bekannt ist, wodurch Sie sich bisher beim Consistorium und mir empfohlen hätten. Herr Richter ist nach dem Beschlusse des ganzen Consistoriums mit seinem Gesuche um die Pfarrstelle in B. zurückgewiesen, weil er sich erst kürzlich durch sein Betragen und seine Abhandlung auf der Synode in Sch. nicht als ein würdiger Diener des Heilandes gezeigt hat."

„Ich weiß wohl, Herr Consistorialrath," antwortete Schröter mit ruhiger fast demüthiger Stimme, „daß ich nichts gethan habe, um mich bei dem hohen Consistorium zu empfehlen und dadurch meiner Bitte ein leichteres Gehör zu verschaffen. Das ist auch meine Absicht nicht. Das Geschick meines Freundes, sein innerer Werth sollten selbst für ihn reden. Er hat einen alten unbemittelten Vater, er hat eine Schwester — sie muß er ernähren, da die wenigen Mittel des Vaters für das Studiren des Sohnes ausgegeben sind. Alle Hoffnung des greisen Vaters, alles Glück seines Sohnes und seiner Tochter hat er mit dem Gedanken fest verbunden, daß sein Albert die Stelle in B. erhalten werde. Noch lebt er in dieser zuversichtlichen Aussicht — Herr Consistorialrath, nehmen Sie dem alten würdigen Greise seine einzige Hoffnung nicht, die Täuschung würde ihn in's Grab werfen."

„Ich habe Ihnen schon bemerkt, Herr Schröter, daß das Gesuch des Herrn Richter durch einstimmigen Beschluß des Consistoriums abgewiesen ist."

Wieder begann Schröter mit bittender Stimme: „Ich beschwöre Sie, Herr Consistorialrath, geben Sie Richter die Stelle in B. Ich weiß, daß es in Ihrer Gewalt liegt, ein Wort von Ihnen für ihn würde genügen. Richter ist verlobt — ewig dankbar würde er Ihnen sein!"

„Ich habe Ihnen bereits zu wiederholten Malen gesagt, Herr Candidat Schröter, daß Herr Richter die Stelle in B. nicht erhalten wird. Allerdings habe ich ein gewichtiges Wort dabei zu reden, ich werde indeß

nie zugeben, daß ein Mann wie Herr Richter je in unſerm Lande die Kanzel wieder betritt!“ Ellis wandte ſich von Schröter ab, um das Geſpräch abzubrechen.

Schröter ſchwieg einen Augenblick. Im Innern kochte und tobte es ihm, kaum konnte er ſeine innere Stimmung verbergen, aber er bezwang ſich. Ruhig begann er: „Die junge Frau meines Freundes Linde, welche Sie geſtern getraut haben, Herr Conſiſtorialrath, liegt am Nervenfieber darnieder in Folge zu großer Nervenaufregung, wie der Arzt ſagt.“

Wieder blickte Ellis den Candidaten mit großen, zornigen Blicken an: „Die Strafe ihrer Sünden hat ſie endlich erreicht.“

„Sie war ein ſehr ſittliches und tugendhaftes Mädchen,“ erwiderte Schröter, „und im höchſten Grade that mir Ihre Härte am geſtrigen Tage wehe. Das arme Mädchen hatte es nicht verdient.“

„Wie können Sie über mein Thun urtheilen, Herr Candidat Schröter,“ brach endlich der Conſiſtorialrath im Zorn los. „Sie ſcheinen überhaupt eine ſehr hübſche Freundſchaft zu haben; ich werde mir dieſelbe merken, wenn Sie einſt ſelbſt zum Examen kommen. Nicht ich habe geſtern der ſündhaften Braut den Kranz vom Kopfe geriſſen, es ſprach eine höhere Stimme, ein höheres Gericht aus mir. Ich wollte ein Exempel hinſtellen für Alle, die der Sünde ergeben ſind. Ich habe es im Namen Gottes gethan!“

„Wir alle ſind Sünder, Herr Conſiſtorialrath. — Erlauben Sie mir eine Frage. Kennen Sie Julie Lamont?“

Betroffen blickte Ellis den Candidaten an, aber er verbarg die Erregung, die in ihm vorging. Sein Geſicht blieb ernſt und ruhig.

„Wie kommen Sie zu dieſer Frage?“

„Ich muß meine Frage noch einmal wiederholen, Herr Conſiſtorialrath, kennen Sie Julie Lamont?“

„Sie werden unverſchämt,“ brach jetzt der Conſiſtorialrath los, „entfernen Sie ſich, oder ich werde Sorge tragen, daß Sie durch meinen Diener entfernt werden,“ und mit dieſen Worten ſchritt er ſchnell auf die Klingelſchnur neben der Thür zu.

Schröter trat ihm in den Weg. „Bitte, Herr Conſiſtorialrath, ereifern Sie ſich nicht. Ich muß Sie erſuchen, nicht zu klingeln, denn ich habe mit Ihnen allein zu reden. Erlauben Sie mir, zum dritten Male die Frage zu wiederholen: Kennen Sie Julie Lamont?“

„Unverſchämter Menſch, ich werde Sie aus dem Hauſe werfen laſſen,“ rief auf's Höchſte erzürnt der Conſiſtorialrath und verſuchte zu der Klingelſchnur zu gelangen, aber Schröter wich ihm nicht aus dem Wege.

„Sie wollen meine Frage nicht beantworten, ſo kennen Sie vielleicht dieſe Briefe,“ ſagte Schröter mit möglichſt ruhigem Tone, indem er mehrere Briefe aus der Taſche zog und dem Conſiſtorialrath ziemlich nahe vor die Augen hielt.

Wie vom Blitz getroffen ſtarrte der Gefragte die Briefe an; er trat einen Schritt zurück, Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht und er vermochte kein Wort zu erwidern.

„Sie ſind von Ihrer Hand geſchrieben, Herr Con-

ſiſtorialrath," fuhr Schröter ruhig fort, „ſie ſind an Julie Lamont gerichtet, kennen Sie dieſelben vielleicht nun?"

Bewegungslos ſtand Ellis da. Ein leichtes Zittern durchfuhr ſeinen Körper, aber ſchnell faßte er ſich wieder.

„Wie kommen Sie zu den Briefen?" fragte er, indem er ſeinen Körper möglichſt in die Höhe richtete.

„Das werde ich Ihnen nachher mittheilen," erwiderte Schröter mit unerſchütterlicher Ruhe. „Entſinnen Sie ſich noch des Inhaltes dieſer Briefe?"

„Uebergeben Sie mir dieſelben augenblicklich, oder —" Ellis ſtockte.

„Oder" — fragte Schröter lächelnd, oder?"

„Oder ich werde Sie gerichtlich dazu zwingen laſſen," fuhr der Conſiſtorialrath heraus.

„Thun Sie das," lachte Schröter, „und das Gericht wird aus den Briefen leſen, daß der Herr Conſiſtorialrath und Abt Ellis ein Verführer, ein Ehebrecher — ein Kindesmörder iſt!"

Die große Geſtalt des Conſiſtorialraths erzitterte und wankte bei dieſen Worten Schröter's und ſank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Schröter ſetzte ſich ruhig auf einen Seſſel.

Ellis rang ſchwer nach Athem und Faſſung. Endlich ſprang er heftig auf und trat vor Schröter hin.

„Sie lügen, ſchandbarer Menſch!" rief er laut.

„Die Briefe ſprechen leider die Wahrheit deutlich genug aus," erwiderte Schröter, mit unerſchütterlicher Ruhe ohne vom Stuhle aufzuſtehen. „Ihre eigenen

Briefe ſagen es, und ein Brief von Julie Lamont ſelbſt beſtätigt es, das ſind unumſtößliche Beweiſe.“

Der Conſiſtorialrath ging händeringend im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Schröter ſtehen und ſagte mit bittender Stimme: „Geben Sie mir die Briefe, Herr Schröter, und Sie ſollen eine der ſchönſten Pfarrſtellen im ganzen Lande haben.“

„Um keinen Preis gebe ich die Briefe aus der Hand, ſie ſind mir mehr werth.“

„Geben Sie mir die Briefe,“ bat der Conſiſtorialrath demüthig und die Hand nach ihnen ausſtreckend, aber Schröter zog die Briefe zurück.

„Unter keiner Bedingung gebe ich die Briefe aus der Hand.“

Verzweiflungsvoll ſtand der Conſiſtorialrath und wandte die Augen zum Himmel. „Allmächtiger Gott, ich bin verloren!“ rief er mit halb erſtickter Stimme und ſank vor Schröter auf die Knie, deſſen Beine umfaſſend. „Verlangen Sie Alles, Alles von mir, ich will es Ihnen gewähren, nur geben Sie mir die Briefe,“ flehte er.

Schröter ſtand ruhig auf. „Ich bitte Sie, Herr Conſiſtorialrath,“ erwiderte er, „ſtehen Sie auf. Bedenken Sie, daß ich nur ein Candidat bin; ſtehen Sie auf, man könnte Sie in dieſer Stellung überraſchen. Stehen Sie auf — die Briefe werde ich Ihnen nie geben!“

Beſchämt, empört, verzweifelnd ſprang der Conſiſtorialrath auf. Furchtbare Wuth blickte aus ſeinen Augen. „Ich muß die Briefe haben!“ rief er, ergriff ein Meſſer,

welches neben ihm auf dem Tiſche lag und ſtürzte mit demſelben auf Schröter zu. Unerſchütterlich ruhig blieb dieſer ſtehen. „Stoßen Sie zu,“ ſagte er lächelnd, „Sie ſind bereits ein Mörder, ein Mord mehr bringt Sie nur um ſo ſicherer auf das Schaffot!“

Kraftlos ließ der Conſiſtorialrath das Meſſer fallen und ſank erſchöpft auf einen Stuhl, das Geſicht in beiden Händen bergend. Die Hände zitterten heftig, und mehr und mehr ſank das Haupt auf die Bruſt herab.

Als Schröter dieſen hochgeſtellten, ſtolzen und von Allen für ſo fromm gehaltenen Mann, der noch am Tage zuvor wie ein ſtreng richtender Gott vor dem Altare den Brautkranz mit Füßen getreten hatte, in dieſer zerknirſchten, elenden, ohnmächtig niedergedrückten Stellung ſah, wandte er ſich mit Abſcheu ab. Gern hätte er das Zimmer verlaſſen, aber er war ja nicht ſeines eigenen Intereſſes wegen gekommen. Er trat vor den regungslos noch in derſelben Stellung daſitzenden Conſiſtorialrath hin: „Das iſt die Macht eines ſchuldigen Gewiſſens,“ ſagte er halb in Gedanken; „doch ich will Sie nicht länger quälen,“ fuhr er mit ruhiger Stimme fort, ſich an ſeine Seite niederſetzend.

„Sie wiſſen, daß ich Sie jetzt vollſtändig in meiner Gewalt habe; Sie wiſſen den Erfolg, wenn ich die Briefe veröffentliche oder dem Gerichte übergebe; ich werde keins von beiden thun; aber ich werde Ihnen einige Bitten nennen, deren ſofortige Erfüllung ich von Ihnen erwarte. — Sind Sie damit zufrieden?“

„Sprechen Sie!“ erwiderte der Conſiſtorialrath, fortwährend ſein Geſicht in den Händen bergend.

„Zuerſt bitte ich Sie, meinem Freunde Albert Richter die Pfarrſtelle in B. zu geben.“

„Das kann ich nicht, das geht nicht,“ rief der Conſiſtorialrath unruhig vom Stuhle aufſpringend.

„Ich bitte darum und ſtelle es als Bedingung meines Schweigens.“

„Das kann ich nicht! Nimmermehr!“ erwiderte Ellis, im Zimmer auf- und abſchreitend. „Richter hat mich öffentlich auf der Synode beleidigt, das ganze Conſiſtorium hat gegen ihn geſtimmt.“

„Richter hat Sie nicht beleidigt, Herr Conſiſtorialrath,“ entgegnete Schröter mit immer gleicher Ruhe. „Sie ſelbſt haben Richter das größte Unrecht gethan; er iſt ein beſcheidener und trefflicher Mann, Sie haben ſelbſt geſagt, daß Sie ein gewichtiges Wort im Conſiſtorium zu ſagen hätten; ich weiß es, denn nur auf Ihr Wort hin hat das Conſiſtorium Richter's Geſuch abgeſchlagen. Sie werden ſicher nicht um die Mittel in Verlegenheit ſein, durch welche Sie den Beſchluß des Conſiſtoriums rückgängig machen können.“

„Ich will Richter eine andere, noch beſſere Stelle, als die in B. iſt, verſchaffen.“

„Die Ehre meines Freundes erfordert es, daß er die Pfarrſtelle in B. erhält; er hat ſich um dieſelbe beworben, die Gemeinde ſprach für ihn, es war kein Grund vorhanden, weshalb Richter die Stelle nicht erhalten hat.

Der Conſiſtorialrath ſchritt mit ſich kämpfend im Zimmer auf und nieder. „Ich kann es nicht,“ erwiderte er endlich. „Der Schwiegerſohn des Conſiſtorialraths Bürger hat die Stelle in B. erhalten. Beſtehen

Sie nicht darauf. Richter ſoll die in G. erledigte Stelle erhalten, und Ihnen ſelbſt verſpreche ich eine baldige Anſtellung als Pfarrer!"

„Ich ſelbſt mache keinen Anſpruch auf eine Pfarrſtelle und möchte ſie noch weniger unter ſolchen Bedingungen von Ihnen annehmen. Für meinen Freund Richter bitte ich indeß zum letzten Male um die Stelle in B. Seien Sie verſichert, Herr Conſiſtorialrath, daß Richter in jeder Beziehung vor dem Candidaten Otto, dem als dem Schwiegerſohn des Herrn Conſiſtorialraths Bürger die Pfarrſtelle in B. gegeben iſt, den Vorzug verdient."

„Richter kann die Stelle in B. nicht erhalten; mein Anſehn, meine Ehre würden dadurch vernichtet werden," rief der Conſiſtorialrath in Verzweiflung.

„Das iſt möglich," erwiderte Schröter, „allein ich begreife nicht, weshalb Sie nicht an Ihr Anſehn und Ihre Ehre gedacht haben, als Sie dieſe Briefe ſchrieben. Und haben Sie etwa auf Richter's Anſehn und Ehre, ja haben Sie ſogar nur auf ſein Glück oder Unglück Rückſicht genommen, als Sie ſein Geſuch abſchlugen? Ich begreife, daß es Ihnen nicht leicht werden wird, nun auf einmal für Den zu ſprechen, gegen den Sie ſo ſehr erbittert waren. Ich glaube, daß Herr Conſiſtorialrath Bürger es ſehr übelnehmen wird, wenn ſein Herr Schwiegerſohn die Stelle nicht erhält, aber ich glaube auch, daß Sie beides werden leichter verſchmerzen können, als die Veröffentlichung Ihrer Briefe. — Ich will Ihnen einen Weg vorſchlagen. Theilen Sie immerhin dem Conſiſtorium mit, daß ich bei Ihnen

geweſen und für meinen Freund Richter gebeten habe; fügen Sie hinzu, daß Ihnen Richter's Geſchick leid thue, daß Sie mehrere ſeiner früheren Predigten geleſen und daß dieſe Ihnen eine andere Ueberzeugung über ſeinen Werth gebracht hätten. Fügen Sie hinzu, was Sie wollen, nur darf es die Ehre meines Freundes nicht beeinträchtigen. Richter weiß und ahnt nicht, unter welcher Bedingung er die Stelle in B. erhält, er darf auch nichts davon erfahren, ſonſt würde ſein Glück ſehr dadurch geſtört werden. Fordern Sie Richter auf, Ihnen einige ſeiner Predigten einzuſenden, ich habe nichts dagegen."

Schröter ſchwieg und Ellis ging ſchweigend im Zimmer auf und ab.

„Nun, Herr Conſiſtorialrath," fragte Schröter nach einiger Zeit, „haben Sie ſich endlich entſchloſſen?"

Ellis ſchien noch zu ſchwanken. Endlich ſagte er, da er nirgend einen Ausweg mehr erblickte. „Ja!"

„Alſo Richter erhält die Stelle in B.?" fragte Schröter nochmals.

„Ja!"

„Und Sie werden ihm auf keine Weiſe künftighin Ihren Groll empfinden laſſen?"

„Nein!"

„Gut. Alſo hiermit wären wir fertig," erwiderte Schröter. „Sie haben ferner, Herr Conſiſtorialrath, den trefflichen und achtungswerthen Paſtor Binder ſowohl auf der Synode, wie vor einigen Tagen vor dem ganzen Conſiſtorium ſehr hart behandelt, Sie ſind ihm ſehr feindlich geſinnt; aber ich wünſche ſehr, daß Sie

den biederen Mann künftighin keine Unannehmlichkeiten weiter bereiten und ihn auch von Seiten des Consistoriums davor zu bewahren suchen. Dies gehört mit zu meinen Bedingungen, und außerdem, daß Sie dem Pastor Binder sobald als möglich auf irgend eine Weise kundgeben, daß Sie nicht allein alles Frühere vergessen haben, sondern ihm sogar nicht ungewogen sind. Sind Sie hierzu bereit?"

„Auch dies noch!" stöhnte der zerschmetterte Consistorialrath, „auch dies noch, — ich werde es thun," fügte er hinzu.

„Was den gestrigen Schritt in der Kirche anlangt, Herr Consistorialrath," fuhr Schröter fort, „so mögen Sie das einstweilen mit Ihrem eigenen Gewissen ausmachen, so mögen Sie Ihre eigenen Thaten mit dem einen Fehler des unglücklichen Mädchens vergleichen — Sie frommer, schuldloser Mann, der sich selbst ohne alle Sünde fühlt. — Aber wehe Ihnen," rief Schröter mit lauter, ernster Stimme, indem er aufstand und vor den Consistorialrath trat, „wehe Ihnen, wenn dies junge unglückliche Weib Ihrer erbarmungslosen Schlechtigkeit und Heuchelei zum Opfer fällt! Wehe Ihnen, wenn es stirbt, dann sollen die Gerichte bei Ihnen das Amt des Rächers und Richters übernehmen!"

Wie ein verdammter, zum Tode verurtheilter Verbrecher stand der Consistorialrath vor dem Candidaten. Er wagte nicht den Blick zu ihm aufzuschlagen, er war vernichtet, innerlich vernichtet, wie nur ein Verbrecher es im Angesichte des Richtschwertes sein kann.

„Wir sind fertig," brach Schröter nach kurzer Zeit

das Schweigen und wandte ſich zur Thür, um zu gehen. Ellis hielt ihn zurück. „Bleiben Sie, gehen Sie noch nicht fort," ſprach er ängſtlich. „Sie haben viel von mir verlangt, ich werde Alles thun, und wenn Sie noch mehr verlangen; geben Sie mir die Briefe zurück," bat er Schröter's Hand ergreifend.

„Und worin beſtände dann meine Bürgſchaft, daß Sie es thäten? Würde nicht der mächtige und von Allen als ein ſo frommer Mann angeſehne Conſiſtorialrath den armen Candidaten Schröter vernichten und unſchädlich machen können? Wer würde mir glauben, wenn ich die Beweiſe aus den Händen gäbe? Sie wären fähig, mich als Wahnſinnigen in's Irrenhaus bringen zu laſſen."

„Ich verpfände Ihnen meine Ehre und meinen Namen, daß ich Alles getreu erfüllen, daß ich nie Etwas gegen Sie thun werde."

„Halten Sie mich nicht für einen ſo lächerlichen Thoren," erwiderte Schröter, „daß ich Ihre Ehre und Ihren Namen als Pfand nehme, denn von Ehre kann bei Ihnen keine Rede ſein, und Ihr Name iſt bloßer Schein."

„Ich werde Ihnen mein Verſprechen ſchriftlich geben," gab der Gequälte zur Antwort.

„Ich bedarf deſſen nicht. So lange ich die Briefe in Händen habe, weiß ich mit Gewißheit, daß Sie Wort halten werden, Sie ſchlauer Mann. Glauben Sie nicht, daß Sie mich auf dieſe Art fangen. Was nützte mir Ihr ſchriftliches Verſprechen, da Sie fähig wären, mich beim Gerichte als einen ſolchen zu bezeichnen, der Ihnen mit der Piſtole in der Hand

das Verſprechen abgezwungen hätte. — Sie kennen meine Bedingungen; erfüllen Sie dieſelben pünktlich, und ich werde ſchweigen, wie ich bis jetzt geſchwiegen habe.“

„Und wer bürgt mir,“ fragte der Conſiſtorialrath in größter Angſt, „daß Sie ſchweigen werden, wenn ich auch Alles, was Sie verlangen, thue?“

„Erbärmlicher, verachtungswerther Menſch!“ rief Schröter unwillig, „begreifen Sie nicht, daß es Menſchen giebt, denen ein einfach gegebenes Wort heiliger gilt, als Ihnen der höchſte Schwur?“

Schröter verließ, ohne den Conſiſtorialrath noch eines Blickes zu würdigen, das Zimmer. Ohne aufzuſehen, bewegungslos blieb Ellis noch einige Zeit ſtehen. Dann ſchritt er wankend auf das Sopha zu, ſank in daſſelbe nieder und barg verzweiflungsvoll das Geſicht in den Händen.

Mehrere Stunden vergingen, aber der Conſiſtorialrath blieb bewegungslos in derſelben Stellung ſitzen, gebeugt, vernichtet. Das war die noch vor Kurzem ſo ſtolze Geſtalt des Mannes, der wie ein Gottesrichter über Andere aufgetreten war.

Dumpfe, verzweiflungsvolle Bilder und Gedanken ſchwebten vor dem Geiſte des elenden Menſchen. Verzweiflung, Scham, Rache, Wuth ſtürmten nach einander und mit einander wild durch ſeinen Geiſt, aber das Damoklesſchwert der Furcht hielt alle jene Furien in den engen Schranken des Herzens zuſammen.

Antirichter'ſche Bewegungen.

Conſiſtorialrath Bürger und ſein künftiger Schwiegerſohn, Candidat Otto, ſchritten auf dem Zimmer des Erſteren neben einander auf und ab.

„Ich begreife es nicht!“ brach endlich Bürger das Schweigen, „ich begreife es nicht; ſeit vierzehn Tagen erkennt man ihn gar nicht wieder. Bleich, wie ein Schattenbild geht er einher, oft weiß er nicht, was er ſpricht, und dann iſt er wieder heftig, wüthend, wie ich ihn nie geſehen habe.“

„Sagten Sie mir nicht,“ fragte ſein Begleiter, „daß Ellis auf Richter ſehr erzürnt geweſen ſei, daß er ſelbſt am heftigſten gegen die Beſtätigung deſſelben als Pfarrer in B. geſprochen habe?“

„Jawohl, und deshalb begreife ich ihn nicht. Das Conſiſtorium hatte nichts gegen das Geſuch Richter's einzuwenden, zumal da die ganze Gemeinde ſich für ihn verwandt hatte, nur Ellis ſprach gegen ihn und ſetzte es durch, daß Richter's Geſuch abgeſchlagen wurde, und als ich Sie vorſchlug, war Ellis ſofort damit einverſtanden. Geſtern auf einmal ſpricht er für Richter, ſagt, er habe mehrere Predigten von ihm geleſen, habe ſich genauer nach ſeinem früheren Leben erkundigt und müſſe bekennen, daß er ihn falſch beurtheilt habe, und da wiederholt die Gemeinde aus B. um die Beſtätigung Richter's bei ihm nachgeſucht habe, ſo verlange er, weil Richter's Geſuch nur auf ſeine Veranlaſſung abgeſchlagen ſei, daß der Beſchluß des Conſiſtoriums, zumal

derſelbe noch nicht veröffentlicht ſei, zurückgenommen und Richter als Pfarrer in B. beſtätigt werde.“

„Gaben denn die übrigen Herren ſofort nach?“ fragte Otto.

„Keineswegs, ich ſelbſt opponirte am meiſten, weil es ein Schimpf für mich und Sie iſt, wenn Richter die Stelle nun doch noch erhält, da der Beſchluß des Conſiſtoriums bereits ſehr vielen Menſchen bekannt iſt, aber Ellis ward ſo heftig, daß er aufſprang und die Sache dem Fürſten vorzutragen drohte.“

„Und nun iſt keine Hoffnung mehr für mich?“ fragte Otto wiederum mit kleinlauter Stimme.

„Noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben,“ erwiderte Bürger, „aber es hält ſchwer, Richter's Beſtätigung zu hintertreiben. Ellis hat nämlich an die Gemeinde in B. geſchrieben und dieſelbe aufgefordert, ſchriftlich und mit Namensunterſchriften das Conſiſtorium um Richter's Beſtätigung zu erſuchen, und wenn die Mehrzahl der Gemeinde dieſes Geſuch unterzeichnet, ſo wird Richter die Stelle erhalten.“

„Da giebt es noch Wege, das Geſuch zu hintertreiben!“ rief Otto erfreut. „Und wenn nun die Mehrzahl der Gemeinde mich wünſchte?“

„So würden Sie die Stelle erhalten,“ gab Bürger zur Antwort.

„Gut,“ ſagte Otto, „ich gehe heute noch nach B., ich habe dort einige Bekannte und ich hoffe nicht, daß es mir ſchwer fallen wird, den Herrn Rationaliſten Richter zu verdrängen.“

„Aber vorſichtig, vorſichtig!“ mahnte Bürger.

„Seien Sie unbeſorgt, ich werde mir keine Blößen geben, am wenigſten Richter gegenüber.“

„Sie kennen Richter genauer?“ fragte Bürger, „wie iſt ſein Charakter?“

„Ich habe mit ihm ſtudirt,“ erwiderte Otto. „Ich kann nicht leugnen, daß er viel gelernt hat, ja er trieb ſich ſogar in allen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Collegien herum, aber er läßt es auch gern merken. Ich muß offen bekennen, daß ich dieſen rationaliſtiſchen Stolz in ihm haſſe. Die Kirche verliert nichts an ihm, denn zu den Gläubigen des Herrn gehört er nicht.“

Otto hatte ſich bald auf den Weg nach B. gemacht, um ſeine freundſchaftlichen Bewegungen gegen Richter zu beginnen. Durch ſeine heuchleriſche Maske der Frömmigkeit und dadurch, daß er den Armen im Voraus alle Abgaben erließ, ihre Kinder unentgeltlich zu taufen und zu confirmiren verſprach, denn, ſagte er, die Taufe und die Confirmation ſind Handlungen des Heilandes, die dürfen nicht mit Geld bezahlt werden, hatte er Mehrere für ſich gewonnen, die für ihn zu ſtimmen verſprachen. Als er aber, von Haus zu Haus gehend, anfing, Richter, den die ganze Gemeinde liebte, in ein zweideutiges Licht zu ſtellen, als er ihm alles mögliche Schlechte nachſagte und es als ein gottloſes Treiben bezeichnete, daß Richter öfter auf die Jagd gehe und Gottes Creatur morde, da hätte wenig gefehlt, ſo hätten die guten Dorfbewohner von B. ihren Unwillen an ihm auf eine ſehr fühlbare und nachdrückliche Weiſe ausgelaſſen.

„Herr,“ rief endlich ein alter Mann über Otto's

Verleumdungen und über seine fromme Heuchelei auf's Höchste empört, „der Herr Candidatus Richter hat über ein Jahr lang die Functionen unseres seligen Pfarrers verrichtet, er hat unsere Kinder unterrichtet und Gottes Wort gelehrt, er hat Sonntags von der Kanzel herab zu uns Allen von Gottes Werken und Gottes Liebe gepredigt, er hat die Kranken besucht, die Armen unterstützt, er hat Alt und Jung, Reiche und Arme gleich geehrt und geachtet, er hat sich stets als einen braven, einfältigen Menschen erwiesen, der sich nicht zu hochschätzte, vor einem Jeden den Hut abzunehmen und ihm freundlich einen guten Tag zu bieten, wie können Sie es wagen, diesen Mann bei uns zu verleumden, den Jeder im ganzen Dorfe liebt. Wer sind Sie denn? Wir kennen Sie nicht und mögen nichts von Ihnen wissen. Noch weniger mögen wir aber einen Menschen, wie Sie, der anderen rechtschaffenen Menschen nur Schlechtes nachzusagen weiß, zu unseren Pfarrer haben. Kommen Sie so nicht wieder zu uns, oder" — der Alte murmelte noch einige unverständliche Worte, aber die Geberden, die er dabei machte, ließen deutlich genug erkennen, daß sie nicht einen allzufriedlichen Sinn ausdrücken sollten.

Otto hatte durch seine Versuche, die Bewohner von B. ungünstig für Richter zu stimmen, gerade das Gegentheil hervorgerufen; denn noch an demselben Abende versammelten sich sämmtliche Bewohner und unterschrieben das Gesuch an das Consistorium, welches Richter als ihren Pfarrer erbat.

Otto hatte die ihm ungünſtige Stimmung der Bewohner zu deutlich erkannt, als daß er länger darüber hätte in Zweifel ſein können, daß Richter die Stelle erhalten würde, wenn er nicht einen anderen Weg ausforſchte, um Ellis' Entſchluß umzuſtimmen oder zu verhindern. Trotz der gewaltigen, bei Conſiſtorialrath Ellis ſtattgefundenen Umwandlung, vermuthete Otto doch nicht unrichtig, daß noch irgend etwas Anderes dazwiſchen ſtecken müſſe, und da er den richtigen Grund nicht zu errathen vermochte, ſo glaubte er, daß Richter dabei irgend wie bethätigt ſei, und beſchloß deshalb ſofort, dieſen, mit dem er auf der Univerſität längere Zeit befreundet geweſen war, zu beſuchen, um ihn auszuforſchen.

Während Otto auf dem Wege zu Richter war, ahnte er nicht, daß ihm auf demſelben Wege ein Mann folgte, der in ganz anderer Abſicht zu Richter eilte. Es war Schröter.

Seit dem Beſuche bei dem Conſiſtorialrath Ellis war Schröter noch nicht bei ſeinem Freunde geweſen, nur mit wenigen Zeilen hatte er ihm mitgetheilt, er habe Hoffnung, daß er die Stelle in B. erhalten werde. Jetzt eilte er zu ihm, um ihm die Gewißheit zu überbringen. In B. jedoch kehrte Schröter nach ſeiner luſtigen, durſtigen Art und Weiſe im Wirthshaus ein und hörte dort Otto's ganzes erbärmliches, falſches Treiben gegen Richter von den dort verſammelten Bewohnern. Schröter war empört über die Falſchheit jenes Heuchlers, den er ſtets, ſeiner erheuchelten Frömmigkeit wegen, mit Verachtung behandelt hatte.

Er ahnte jedoch nicht, daß er noch an demſelben Tage mit ihm, ſeinem offenen Feinde, wie er ihn von jetzt an betrachtete, zuſammentreffen werde, denn daß Otto zu Richter gegangen war, wußte er nicht.

Ein liebliches, friedliches Bild bot ſich den Blicken Otto's dar, als er ſich der Wohnung Richter's näherte. Von den Strahlen der ſinkenden Sonne beſchienen, unter der faſt ganz entlaubten Linde vor dem alten Förſterhauſe, in welchem der alte penſionirte Förſter Richter, Albert's Vater, wohnte, ſaßen Albert, deſſen Vater und die liebliche Schweſter Anna. Der Alte blies den Rauch aus einer kurzen Pfeife behaglich in die Sonnenſtrahlen, während er den Worten Albert's lauſchte, der ihm aus einem vor ihm liegenden Buche vorlas. Anna war, während ſie gleichfalls eifrig auf Albert's Worte hörte, ebenſo emſig mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt.

Ringsumher war es ſtill und ruhig in dem Holze, nur von den Bäumen fiel dann und wann ein farbiges Blatt und rauſchte leiſe zur Erde nieder.

Otto war der friedlichen Gruppe bereits ziemlich nahe getreten, als ein kleiner Dachshund zuerſt den Fremden bemerkte und durch Bellen ankündigte. Sofort ſchauten alle Drei nach der Gegend, welche des Hundes Bellen andeutete, und kaum hatte Albert Otto erkannt, als er aufſtand, um ihm entgegenzugehen.

„Du wirſt Dich wundern, lieber Richter," rief ihm dieſer entgegen, „mich noch ſo ſpät am Tage zu Dir kommen zu ſehen, aber ich kam durch dieſe Gegend und da konnte ich es nicht über das Herz bringen, bei mei-

nem alten lieben Freunde vorbeizugehen, ohne ihm meine herzlichſten Glückwünſche darzubringen. Glück auf, als Pfarrer von B.!“

„Sei mir willkommen!“ entgegnete Richter, indem er ihm die Hand zum Gruße darreichte, „aber ich weiß nicht, ob ich Deine Gratulation annehmen darf?“

„Du darfſt es,“ antwortete Otto, „und es ſollte mich um ſo mehr freuen, wenn ich der Erſte wäre, der Dir die beſtimmte und freudige Botſchaft überbringt.“

Ein Freudenſtrahl zuckte über Richter's Augen, und in der Freude ſeines Herzens hätte er Otto um den Hals fallen mögen; aber zuerſt eilte er auf ſeinen Vater zu, ſchlang die Arme um den Greis und drückte einen innigen Kuß auf deſſen greiſes Haupt.

Zitternd vor Freude, eine Thräne in dem alten Auge, ſchritt der Greis auf Otto zu und deſſen Rechte mit beiden Händen umfaſſend, rief er: „Seien Sie von Herzen willkommen, Sie Freudenbote! aus Ihrem Munde vernehme ich die froheſte Kunde meines ganzen Lebens, haben Sie Dank, haben Sie Dank, Gott möge es Ihnen lohnen!“ Auch Anna trat ſchüchtern herbei, um Otto dankend die Hand zu drücken.

„Gewiß!“ rief Otto mit erheuchelter Freude, „wenn es mir nicht ſchon an und für ſich, als altem und treuem Freunde Richter's, die größte Freude gemacht hätte, Richter's lange gehegten Wunſch erfüllt zu ſehen, gewiß würde ich ſie jetzt empfinden, da ich die Ihrige ſehe!“

Nochmals erfaßte Albert Otto's Rechte und drückte

ſie in herzlicher biederer Weiſe, und mit Jubel wurde der Bote der freudigen Nachricht in's Haus gezogen.

„Ich war anfangs beſorgt um Dich, lieber Richter,“ ſprach Otto, nachdem ſie ſämmtlich am runden Tiſche Platz genommen und der alte Förſter ſeine letzte und ſorgſam aufgehobene Flaſche Wein aus dem Keller geholt und auf Otto's Geſundheit angeſtoßen hatte, „ich war anfangs beſorgt um Dich, Dein Geſuch war bereits abgeſchlagen, und nur der nachdrücklichen Fürſprache des Conſiſtorialraths Ellis haſt Du es zu danken, daß der Beſchluß des Conſiſtoriums zu Deinen Gunſten ungeändert iſt.“

„Der nachdrücklichen Fürſprache des Conſiſtorialraths Ellis?“ fragte Albert ganz erſtaunt; „ich hätte gerade von ihm das Gegentheil erwartet.“

„Das iſt ja das Merkwürdige bei der ganzen Sache,“ erwiderte Otto. „Erſt iſt Ellis ſehr gegen Dich, beſtimmt das Conſiſtorium, Dein Geſuch abzuſchlagen, und auf einmal beſteht er darauf, daß der Beſchluß zurückgenommen und Deine Berufung als Pfarrer beſtätigt werde. Und Du weißt gar nichts davon?“

„Nicht das Geringſte,“ gab Albert zur Antwort, „ich wußte nur, daß Ellis wegen eines Streites auf der Synode über mich aufgebracht war.“

„Hallo, hallo, aufgemacht die Pforten und Thüren der Förſterei!“ rief plötzlich eine Stimme von draußen und begleitete dieſe Worte zugleich mit lauten Schlägen an die Thür. „Hallo, aufgemacht die Thore Troja's! Hector iſt draußen!“ rief es noch lauter.

„Das iſt Schröter!“ rief Anna.

Albert eilte zur Thür, da trat ihm Schröter entgegen. „Komm an mein Herz, alter Junge, und gieb mir einen Schmatz, Du biſt Pfarrer in B.!“ rief Schröter freudig, und die beiden Freunde lagen ſich in den Armen. „Heute geben Sie mir auch einen Kuß, alter lieber Papa,“ fuhr Schröter heiter fort, indem er den Greis umarmte, „und ſelbſt Anna muß mir heute einen Kuß geben, hilft Alles nichts!“ Er wollte dem ausweichenden Mädchen nacheilen, da erblickte er den Candidaten Otto, der zur Seite getreten war.

Betroffen blieb Schröter ſtehen, als er ſeinen Feind, den Menſchen, den er ſo ſehr verachtete, ſo plötzlich vor ſich ſtehen ſah. Starr blickte ſein Auge auf ihn und ein wildes Feuer zuckte daraus hervor, aber nur einen Augenblick.

„Guten Abend, lieber Schröter,“ ſagte Otto, indem er vortrat und Schröter die Hand reichte, „Du wunderſt Dich wohl, mich hier zu ſehen?“

„Ich hatte Sie allerdings hier nicht erwartet, Herr Otto,“ gab Schröter kalt zur Antwort, ohne die dargebotene Hand anzunehmen.

„Nennſt Du Deine Freunde auf einmal Sie?“ fragte Otto mit erzwungenem Lächeln.

„Nein, meine Freunde nenne ich Du, Herr Otto,“ antwortete Schröter mit Betonung des Wortes „Freunde.“

„Otto hat mir zuerſt die freudige Nachricht gebracht,“ ſagte Albert, der Schröters Benehmen nicht begreifen konnte.

„So — ſo!“ erwiderte Schröter kalt.

„Was iſt Dir, Schröter?“ fragte Albert erſtaunt.

„Nichts weiter, lieber Richter, nichts weiter. Aber ſetzt Euch nieder, ich will Euch nicht ſtören,“ erwiderte Schröter.

„Mein Weg führte mich zufällig hier in der Nähe durch,“ wandte ſich Otto an Schröter, „da konnte ich nicht umhin, bei meinem alten Freunde vorzukehren und ihm meinen herzlichen Glückwunſch zu ſagen.“

„Wirklich? Herzlichen Glückwunſch?“ fragte Schröter mit ſpöttiſchem Lächeln.

Albert konnte die Beiden nicht begreifen. „Was habt Ihr denn,“ fragte er; „Du ſcheinſt ärgerlich zu ſein, lieber Schröter?“

„Ich glaube Dir das Ganze aufklären zu können, lieber Richter,“ nahm Otto das Wort. „Als nämlich Dein Geſuch anfangs abgelehnt war, wurde ich vorgeſchlagen und beſtätigt; der Beſchluß iſt jedoch zu Deinen Gunſten umgeändert, und nun kann Schröter nicht begreifen, daß ich mich, obgleich ich die Stelle nicht erhalten habe, freue, daß ſie ein alter lieber Freund von mir erhalten hat.“

„Iſt es nicht ſo?“ wandte er ſich fragend an Schröter.

„Ich begreife es,“ erwiderte Schröter mit ſpöttiſchem Lächeln, „den Frommen iſt Alles möglich.“

„Sollen wir nicht unſern Nächſten lieben, wie uns ſelbſt; müſſen wir uns nicht über das Glück eines Anderen freuen, das uns ſelbſt der allmächtige Gott nicht verliehen hat, weil wir deſſelben vielleicht noch unwerth waren?“ entgegnete Otto mit frommer Stimme.

„Ha, vortrefflich, vortrefflich!“ lachte Schröter laut, „und in der Freude des Herzens wünſchen wir den Nächſten zu allen Teufeln und verleumden und belügen ihn!“

„Schröter, Schröter!“ ſagte Albert mit ſanftem, aber vorwurfsvollem Tone.

„Du verkennſt mich, Schröter,“ erwiderte Otto; „ſei überzeugt, daß ich mich aufrichtig freue, daß der gute Richter die Stelle erhalten hat.“

Jetzt riß aber Schröter, der ſich ſonſt ſo ausgezeichnet beherrſchen konnte, die Geduld. Wild ſprang er auf: „Heuchler, Schurke!“ ſchrie er laut, „mit einer Hundepeitſche möchte ich die Freude bezahlen, Du erbärmlicher Menſch verdienſt es nicht beſſer!“

Erſchrocken waren Alle aufgeſprungen. Albert und der Alte ergriffen Schröter's Arm, der nicht wenig Luſt zu haben ſchien, ſeine Worte ſogleich in Ausführung zu bringen.

„Was iſt das, was iſt das?“ rief der Alte erſchrocken, während Albert kein Wort zu ſagen vermochte.

„Ich begreife es nicht!“ antwortete Otto, der ſcheu einen Schritt zurückgewichen war, „ich begreife es nicht!“

„Nicht, Du ſchändlicher Bube!“ rief Schröter, ſtets noch mehr empört, „Du heuchleriſcher, falſcher Menſch, meinſt Du, Deine niederträchtigen Verleumdungen, die Du heute in B. ausgeſprochen, wären verborgen geblieben?“

Auf das Höchſte betroffen und verlegen ſtand Otto da und vermochte kein Wort zu erwidern.

Mit kurzen Worten erzählte Schröter Alles dem

erſtaunten Albert und deſſen Vater, während Otto wie ein armer Sünder ſchweigend daſtand.

„Fort, Du ſchurkiſcher Heuchler, aus dem Hauſe!“ rief Schröter, „oder ich zeige Dir den Weg, wie Du es verdienſt!“ und er griff zu der Hundepeitſche hinter der Thür, aber Albert hielt ſeinen Arm zurück.

„Wir werden uns wieder ſprechen,“ entgegnete Otto mit innerſter Wuth und Rache, indem er ſchleunigſt aus dem Zimmer ſich entfernte.

„Ja wohl, wir werden uns wieder ſprechen, hoffe ich!“ rief ihm Schröter nach.

Der friedliche Abend war geſtört. Zwar kehrte Schröter's Heiterkeit bald wieder, aber ſie vermochte nicht die Bewohner des ſtillen Förſterhauſes mit hinzureißen, auf welche Freude, Schrecken und Abſcheu einen tieferen Eindruck gemacht hatten.

Unſchuldige Menſchen können ſich keinen Begriff machen von den falſchen Geſinnungen und ſchlechten Thaten, deren der Menſch fähig iſt. Begegnen ihnen aber ſolche auf ihrem Lebenswege, ſo iſt der Eindruck, den ſie hervorrufen, ein um ſo größerer. Häufig erliſcht mit ihnen das letzte Ideal der Jugendjahre, und alles Schöne und Große, das der Menſch oft in himmliſcher Reinheit hervorzubringen vermag, iſt nicht im Stande, das einmal entſchwundene Ideal wieder zu bringen.

Als Albert ſeinen Freund auf das für ihn in Bereitſchaft geſetzte Schlafzimmer brachte, ſprachen ſie noch lange über die jüngſten Erlebniſſe.

„Ich begreife nur nicht," ſagte Albert, „wie Ellis dazu kommt, ſich ſo dringend meiner anzunehmen."

„Das brauchſt Du auch gar nicht zu begreifen," erwiderte Schröter ſcherzhaft, „laß Dir damit genügen, daß Du die Stelle bekommſt."

„Wer giebt mir aber," wandte Albert ein, „die Gewißheit, daß Otto nicht Alles für ſich aufwenden wird, und ich die Stelle ſchließlich doch nicht erhalte?"

„Ich," antwortete Schröter, „ich gebe Dir die Gewißheit."

„Höre, Schröter," verſetzte Albert, „ich vermuthe, daß Du bei der ganzen Sache mit betheiligt biſt, ſag' mir, biſt Du bei Ellis geweſen?"

„Ja," entgegnete Schröter kurz.

„Aber wie iſt Dir das möglich geweſen, ihn für mich zu ſtimmen?"

„Freund, das iſt mein Geheimniß," gab Schröter zur Antwort, „und bleibt es auch, dringe deshalb nicht weiter in mich, es iſt nichts vorgefallen, was Deiner Ehre ſchaden könnte."

„Du biſt mir oft unbegreiflich, Schröter!"

„Wohl möglich," erwiderte dieſer, „aber ich habe Dich alten Burſchen lieb, und nun ſchlafe wohl!"

„Apropos!" rief Schröter hinter Albert her, der ſchon das Zimmer verlaſſen hatte, „weiß Bertha es ſchon?"

„Nein, ſoeben wollte ich ihr ſchreiben."

„So beſtelle ihr meinen Gruß, und ich hätte Wort gehalten."

Bürger geht zum Miniſter.

„Es iſt eine ärgerliche Geſchichte, ſehr ärgerliche Geſchichte,“ ſagte Conſiſtorialrath Bürger zu dem Candidaten Otto, der am anderen Morgen nach der Kataſtrophe mit Schröter auf des erſteren Zimmer neben ihm auf- und abging, „Sie hätten müſſen vorſichtiger ſein, viel vorſichtiger. Wie nun, wenn Schröter es weiter erzählt, da ſind wir alle Beide blamirt, und ich befürchte, er wird es thun.“

„Das befürchte ich auch,“ erwiderte Otto ziemlich kleinlaut, „aber wie iſt Dem zu hindern?“

„Nur dadurch,“ entgegnete Bürger, „daß wir ihm durch einen anderen Schritt zuvorkommen. Meine eigene Ehre erfordert es, daß Sie die Stelle in B. erhalten, und es bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mich ſofort an den Miniſter v. Falken zu wenden. Nach Dem, was Sie mir Näheres von Richter erzählt haben, hoffe ich den Miniſter gegen ihn zu ſtimmen. v. Falken gilt zugleich viel beim Fürſten, und ich werde dadurch zugleich Ellis zuvorkommen. Ich muß freilich offen geſtehen, daß ich mich nur ungern, ſehr ungern zu dieſem Schritte entſchließe. Ellis wird ſehr aufgebracht ſein — nun,“ ſetzte er, gleichſam ſich ſelbſt beruhigend, hinzu, „wer weiß, wie lange Ellis noch lebt, ſein jetziger Zuſtand läßt mich das Schlimmſte befürchten.“

Conſiſtorialrath Bürger, von dem Grundſatze ausgehend: „Friſch gewagt iſt halb gewonnen,“ hatte ſich

ſofort zum Miniſter auf den Weg gemacht und diesmal hatte er mehr als halb gewonnen. Er hatte den Miniſter, der ſelbſt zu den Frommen im Lande gehörte, ſeinen Schwiegerſohn Otto als einen ſo tüchtigen, hoffnungsvollen Mann, als eine ſo zuverſichtliche und kräftige Stütze der orthodoxen Partei geſchildert, hatte dagegen Albert Richter ſo herabſetzend charakteriſirt, hatte ihn als einen ſo argen Rationaliſten und Freigeiſt hingeſtellt, ja hatte ſogar ſeine Erzählungen bis in Richter's ſpecielles Leben und Treiben ausgedehnt und ſich ſo wenig ein Gewiſſen daraus gemacht, die gröbſten Verleumdungen auszuſprechen, daß v. Falken ſich feſt beſtimmte, an Otto die Stelle in B. zu vergeben. Ja der Miniſter hatte ſogar dem Conſiſtorialrath Bürger darin vollkommen beigeſtimmt, daß es das Wohl der Kirche Chriſti verlange, ſolchen Leuten wie Richter nie eine Stelle zu ertheilen.

Bürger hatte nicht verfehlt, da er vermuthen konnte, daß der Miniſter von dem Geſuche der Gemeinde in B. um die Beſtätigung Richter's Kunde erhalten werde, den religiöſen Zuſtand der Gemeinde als einen geſunkenen darzuſtellen. „Sie ſehen," hatte er zum Miniſter geſagt, „wie ſchon in dem einen Jahre, in welchem der Candidat Richter in B. vicarirt hat, der Same des Unglaubens Wurzel gefaßt hat und üppig empor gewachſen iſt; es thut noth, daß ein Mann unter ſie geſandt wird, der offen unter ihnen Zeugniß ablegt von dem Heilande, der ſie zurückführt zum einzig wahren und beſeligenden Glauben, und als einen ſolchen Mann erachte ich den Candidaten Otto, der ſchon

mehrfach, und namentlich durch ſein Streben für die äußere und innere Miſſion, ſich als einen Eckſtein im Tempel des Heilandes bewährt hat.“

Eine äußerſt ſtürmiſche Sitzung des Conſiſtoriums war erfolgt. Conſiſtorialrath Ellis hatte auf das Heftigſte und Angeſtrengteſte für Richter geſprochen, hatte das Geſuch der Gemeinde in B. vorgelegt und mit Appellation an den Fürſten gedroht, aber Bürger war dennoch ſiegreich aus der Sitzung hervor gegangen. Die übrigen Conſiſtorialräthe hatten ſich der Beſtimmung des Miniſters gefügt, und Ellis hatte recht wohl eingeſehen, daß ihm durch den Schritt Bürger's an den Miniſter der Weg der Appellation an den Fürſten abgeſchnitten war.

Conſiſtorialrath Bürger freute ſich ſeines Gelingens, noch mehr jubelte aber der Candidat Otto. Es war nicht blos die Freude über die erhaltene Anſtellung, es war der Triumph über den verhaßten Richter, es war Schadenfreude und vor Allem die Hoffnung, daß er in dem Miniſter von nun an einen Gönner und Fürſprecher beſitze, der mächtig genug war, ihn in ſeinen Racheplänen gegen Schröter zu unterſtützen.

Ellis war tief erſchüttert aus der Conſiſtorialſitzung heimgekehrt. Seine Verſprechung, die Bedingung Schröter's war unerfüllt geblieben, und wenn er ſich auch ſagte, daß er ſein Möglichſtes aufgeboten habe, um Richter die Stelle zu verſchaffen, ſo lebte er doch in banger Furcht, daß Schröter zur Veröffentlichung der verhängnißvollen Briefe ſchreiten möge.

Ermattet, verzweifelt hatte ſich Ellis auf ſeinem

Zimmer in das Sopha geworfen, ſein ſchweres Haupt auf den Arm geſtützt. Er ſann nach, wie er Schröter's Verlangen zufriedenſtellen könne; aber ſtets neue Hinderniſſe thürmten ſich vor ſeinen Augen auf. Er hatte durch Bürger erfahren, daß der Miniſter ſich offen ausgeſprochen habe, daß er mit allen Kräften dahin wirken werde, ſolche Männer wie Richter fern von Amt und Kanzel zu halten. Er hoffte zwar, daß es ihm gelingen werde, Richter ſpäterhin eine Stelle zu verſchaffen, aber jetzt mußte er zuerſt darauf ſinnen, auf welche Weiſe er Schröter zufrieden ſtelle.

Schröter hatte von dem ganzen Vorfalle, vor der Verhandlung der Conſiſtorialſitzung die genaueſte Kunde erhalten; er war empört, vorzüglich aber über Otto's und Bürger's Intriguen, denn daß Ellis ſein Möglichſtes gethan hatte, um Richter die Stelle zu verſchaffen, wußte er nur zu gut. Schröter's ganzer Ingrimm würde ſich vielleicht mehr von Ellis abgewandt und auf Otto concentrirt haben, wenn er nicht einen Brief von ſeinem Freund Linde erhalten hätte, der ihm die Erbärmlichkeit des Conſiſtorialraths Ellis aufs Neue recht lebhaft ins Gedächtniß rief.

Linde ſchrieb voller Verzweiflung, daß ſeine Emma, von Tage zu Tage ſchlimmer erkrankt, dem Tode nahe ſei, und daß die Aerzte ihm die letzte Hoffnung auf Geneſung genommen hätten.

Unter ſolchen Umſtänden zögerte Schröter nicht lange. Seinen Freunden beizuſtehen mit Räth und That bildete einen weſentlichen Theil ſeines Charakters. Früh am folgenden Morgen machte er ſich auf den Weg zur

Stadt. Seine Gedanken weilten bei ſeinem unglücklichen Freunde, bei deſſen getäuſchten Hoffnungen und geſtörtem Glücke. Und nicht die Friſche des heitern Morgens, nicht all die freundlichen Sonnenſtrahlen, welche den Weg vor ihm erhellten, vermochten die trüben Gedanken zu verwiſchen. In ſich gekehrt ſchritt er weiter. Eine Chaiſe begegnete ihm, aber er achtete nicht darauf und würde keinen Blick auf ſie geworfen haben, wenn nicht eine Stimme aus derſelben ſeinen Namen gerufen hätte.

Mit Verwunderung erkannte Schröter die Stimme des Conſiſtorialraths Ellis, der ſchon bemüht war, aus dem Wagen zu ſteigen und ihm entgegenzukommen.

Schröter's Stirn zog ſich unwillkürlich finſter zuſammen, als er dieſen Mann erblickte.

„Ich war eben im Begriff zu Ihnen zu kommen," ſagte Ellis nach höflicher Begrüßung.

„Zu mir?" fragte Schröter, „ich weiß nicht wodurch ich mich einer ſolchen Ehre würdig gemacht habe, den Herrn Conſiſtorialrath in meinem Hauſe zu ſehen."

Ellis erzählte darauf, wie es ihm trotz aller ſeiner Bemühungen mislungen ſei, Richter die Stelle in B. zu verſchaffen, das Conſiſtorium habe ihn überſtimmt.

„Ich weiß es," antwortete Schröter, „daß Ihnen die niedrigen Intriguen Ihres Herrn Collegen und des Herrn Candidaten Otto zuvorgekommen ſind; aber was wollen Sie nun thun, um meine Bedingung zu erfüllen."

„Ich weiß es nicht," entgegnete Ellis mit bekümmerter Stimme; „meine Macht iſt erſchöpft; ich werde Alles thun, was mir möglich iſt, ſobald eine andere Stelle erledigt iſt."

„Beſinnen Sie ſich ſehr genau, Herr Conſiſtorialrath," gab Schröter zur Antwort, „ob Ihnen kein Weg mehr übrig bleibt, um Richter die Stelle in B. zu verſchaffen. Vielleicht kann es Ihnen dienen, wenn Sie erfahren, auf welche wahrhaft freundſchaftliche und edle Weiſe ſich Otto gegen Richter benommen hat," und Schröter erzählte Otto's ganzes falſches Treiben in B.

„Ich weiß keinen Weg," erwiderte Ellis nach kurzem Schweigen. „Der Conſiſtorialrath Bürger hat ſich an den Miniſter gewandt — damit iſt mir der letzte Weg, auf den ich meine Hoffnung geſetzt hatte, abgeſchnitten."

„Und was erwarten Sie nun, was ich thun werde," fragte Schröter, indem er den Conſiſtorialrath ſcharf in's Auge faßte.

Ellis vermochte dieſen Blick nicht zu ertragen, ſeine Augen ſenkten ſich nieder. Er ſchwieg.

„Sie rechnen vielleicht darauf," fuhr Schröter fort, „daß ich nun Billigkeit für Recht ergehen laſſe, daß ich etwas Anderes von Ihnen verlange — ich würde es vielleicht gethan haben, aber bitte leſen Sie dieſen Brief und Sie werden ſich dann ſelbſt ſagen müſſen, was mir zu thun übrig bleibt."

Schröter hatte dem Conſiſtorialrath den Brief ſeines Freundes Linde übergeben. Nur mit größter Anſtrengung vermochte Ellis den Brief zu leſen. Die Hand, welche ihn hielt, zitterte ſichtbar.

„Ich hoffe zu Gott," ſprach er, nachdem er die Zeilen geleſen hatte, „daß er dies Unglück gnädig abwenden möge."

„Und warum hoffen Sie?“ fragte Schröter. „Weil Sie befrüchten, daß ich Ihre Briefe veröffentlichen werde. — Wehe, wehe, wenn das arme junge Weib durch Ihre Niederträchtigkeit ſtirbt — dann rechnen Sie von meiner Seite auf keine Schonung!“ —

Schröter wendete ſich ab, um ſeinen Weg zur Stadt fortzuſetzen. Mit artigen Worten lud der Conſiſtorialrath ihn ein, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen, da er gleichfalls zur Stadt zurückkehre.

„Ich danke Ihnen,“ lehnte Schröter die Einladung ab, „ich will Ihnen das Aufſehn erſparen, daß Sie an der Seite eines Candidaten zum Thore hineinfahren, und muß Ihnen auch geſtehen, daß ich es vorziehe, meinen Weg allein fortzuſetzen; wir werden uns vielleicht bald wieder ſprechen.“ —

Der Wagen mit dem Conſiſtorialrath und Abt Ellis rollte ſchnell der Stadt zu — der Candidat Schröter folgte langſam auf demſelben Wege.

Am Sterbebette.

An dem Krankenbette der jungen unglücklichen Frau, welche der Conſiſtorialrath Ellis ſo ſchonungslos behandelt hatte, ſaßen ihr Mann und Schröter. Die Kranke ſchien zu ſchlummern. Alles ringsum war ſtill, nur die Wanduhr ließ ihre gleichmäßigen, ununterbrochenen Pen-

delſchläge hören, und ſie klangen faſt laut bei der lautloſen Stille. Ein Nachtlicht erhellte nur ſchwach das Zimmer. Auf den Geſichtern der beiden jungen Männer lag tiefer Schmerz, und die bleichen, abgezehrten Züge Linde's ließen nur zu deutlich den Kummer erkennen, der ſein Inneres erfüllte. Keiner ſprach ein Wort. Sie ſchienen beide ihren eigenen Gedanken nachzuhängen und doch dachten beide nur an einen Gegenſtand, an die Kranke. Beider Augen ruhten auf der Schlummernden, aber kein Hoffnungsſtrahl drang aus ihnen hervor, ſondern es lag ſchon die ganze Starrheit des Schmerzes darin, als ob der Tod wirklich ſchon das liebliche Weib ihnen entriſſen habe.

Da ſchlug die Kranke wie vom Schlafe erwachend die Augen auf, lächelte ruhig und reichte Linde die ſchwache Hand.

„Mein armer, lieber Mann," ſagte ſie mit leiſer Stimme, „ich würde ruhig, ja ſelbſt freudig ſterben, wenn ich Dich glücklich wüßte. Wir ſind erſt ſo kurze Zeit vereint und nun ſollen wir ſchon wieder getrennt werden."

„Nein, Emma, nein, Du ſtirbſt nicht," rief Linde, indem er ſein Geſicht auf ihre Hand niederbeugte, um die Thränen zu verbergen, die trotz des feſteſten Vorſatzes, ſich ſtark und gefaßt zu zeigen, ihm in die Augen traten. Als dieſe Thränen des bitterſten Schmerzes auf die Hand der Kranken fielen, ſagte ſie tröſtend: „Sei ruhig, mein Lieber. Denke die kurze Zeit unſres Beiſammenſeins wären lange und glückliche Jahre geweſen und wir trennten uns nur auf kurze Zeit. — Sei ru-

hig, ſei gefaßt, mein Mann," fuhr ſie fort, als Linde lauter an zu ſchluchzen fing, „ſiehe, Du behältſt in Schröter einen treuen Freund, der Dich nie verlaſſen wird."

„Nie, nie, gewiß nicht!" erwiderte Schröter, dem es ſelbſt beklommen und thränenweich um's Herz war; „Linde weiß, daß er auf mich rechnen kann."

Es wurde von außen mehrere Male an die Stubenthür geklopft, und als Niemand darauf achtete, trat die lange, hagere Geſtalt des Conſiſtorialraths Ellis ein. Er blieb faſt erſchrocken an der Thür ſtehen, als er Schröter erblickte und deſſen ſtarrer, durchdringender Blick ſein Auge traf. Linde hatte ſich ſcheu und bange in die Höhe gerichtet, nur die Kranke blickte den Eintretenden ruhig und lächelnd an.

„Treten Sie näher, Herr Conſiſtorialrath," ſagte ſie mit ſchwacher Stimme und ſchüchtern trat Ellis an das Bett, faßte die ihr dargebotene Hand mit beiden Händen und drückte ſie ſchweigend.

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan," ſprach er endlich, „ich komme, Sie um Vergebung zu bitten."

„Nein," entgegnete die Kranke, „Sie haben nur Ihre Pflicht gethan; es war die gerechte Strafe, weil ich mein einmal geſchehenes Vergehen noch zu verheimlichen ſuchte. Es war die Strafe des Himmels — aber ſagen Sie mir, iſt mir damit mein Vergehen auch wohl vergeben, kann ich ruhig ſterben?"

„Nein, Sie ſterben nicht, Sie dürfen nicht ſterben," fiel ihr Ellis in's Wort, — „es war nicht die Strafe des Himmels, es war — es war — Uebereilung von

mir, Sie hatten längſt den Fehler ſchon gebüßt und geſühnt.“

„So kann ich alſo ruhig ſterben?“ fragte Emma weiter.

„Gott wird Sie geneſen laſſen und noch lange erhalten,“ erwiderte Ellis.

„Nein, ich fühle es, der Augenblick naht,“ ſagte ſie nach kurzer Zeit mit ſtets ſchwächer werdender Stimme. — „Gieb mir die Hand, mein Mann; treten Sie näher Schröter, laßt mich herzlich von Euch Abſchied nehmen. Der Tod iſt ſo ſchrecklich nicht als er geſchildert wird.“

Schluchzend warf ſich Linde vor dem Bette nieder und drückte ſeine Stirn auf die geliebte Hand. Schweigend, eine Thräne im Auge, ſtand Schröter daneben.

„Vergebt mir meine Lieben,“ fuhr ſie fort, wenn ich Euch Unrecht gethan habe, habt Dank für Eure Liebe, — leben Sie wohl, Herr Conſiſtorialrath!“

Ellis kniete an dem Bette der Sterbenden nieder und faltete die Hände. „Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir,“ flehte er, „wie Gott Ihnen längſt vergeben hat; ich habe arg an Ihnen geſündigt!“

„Ich habe Ihnen längſt vergeben,“ erwiderte ſie, ihm die Hand reichend. „Sie haben mir kein Unrecht gethan. — Segnen Sie mich, ſegnen Sie meinen Mann,“ bat ſie.

Aengſtlich ſchaute Ellis Schröter an, dieſer wandte ſein Geſicht ab. Er erhob ſich. Wie vor dem Altare legte er Linde's und Emma's Hand in einander, faltete die Hände und ſprach — vielleicht das erſte Mal in ſeinem Leben mit aufrichtigem Herzen: „Iſt

es Dein Wille, allmächtiger Vater der Liebe, unſres Heilandes, daß ſie zu Dir zurückkehren ſoll, ſo nimm in Deinen Himmel auf dies reine Herz!" —

Mehr vermochte der Conſiſtorialrath nicht hervorzubringen.

Unwillkürlich hatten alle die Hände gefaltet und ſchwiegen.

Betend, verklärt lag die Sterbende da.

„Gott hat mir vergeben" — ſprach ſie. „Ich kann mit dem Kranze — vor ihn — treten. Linde — Widerſehn!"

Der letzte Athem war entwichen — für ewig entwichen. Das Herz ſtand ſtill, der gewaltige Scheidungsaugenblick, in dem die Erde zurückerhält, was ſie gegeben, war eingetreten. Geiſt, Seele, Leben waren mit dem letzten Herzſchlage entflohen, das Meiſterwerk der Natur, der durchgeiſtigte Lebenszuſammenhang war in dem einen Augenblicke zurückgekehrt, zerfallen in Stoff und Kraft. Allmächtiger, gewaltiger Schritt der Natur, in dem ſie zertheilt, was ein ganzes Menſchenleben zuſammengewirkt; eiſernes Geſetz, das den Menſchengeiſt zwingt, mit dem Stoff neue und ewig wechſelnde Phaſen zu durchwandeln. So ſchwindet der Geiſt — ewig durch ſeinen Stoff — unſterblich durch das Andenken der Nachwelt! —

Bewußtlos lag Linde über der Leiche hingeſtreckt. Zerknirſcht ſtand Ellis neben dem Bette.

„So ſtirbt die Unſchuld," ſprach Schröter mit Ernſt zu dem Conſiſtorialrath.

„Ein Engel," rief dieſer, die Augen auf die Ge-

ſtorbene gerichtet. „Den Sie gemordet haben," fügte Schröter hinzu.

Ellis zitterte. „Sie hat mir vergeben," ſagte er, zu Schröter gleichſam bittend aufſehend.

„Und ein Anderer wird Sie richten," ſprach Schröter ſich abwendend und auf ſeinen Freund zutretend. —

Der neue Pfarrer in B.

Traurige Tage und Wochen folgten für Schröter und ſeine Freunde. In troſtloſer dumpfer Verzweiflung blieb Linde jedem beruhigenden Zuſpruche Schröter's verſchloſſen. Das Leben glitt ohne alles Intereſſe an ihm vorüber. „Habe ich deshalb mich Jahrelang geſehnt und gemüht," ſprach er, „daß mir mein einziges Lebensglück, nun ich es erreicht habe, unwiederbringlich entriſſen wird! Ich zweifle an Allem, an Gott und ſeiner Gerechtigkeit!"

Was ſollte Schröter ihm darauf erwidern, hatte er ihn doch ſchon ſo oft gebeten, als Mann das Unvermeidliche gefaßt zu ertragen — es half Alles nichts. Das Haus Linde's war öde und wie ausgeſtorben, und ging Schröter von ihm zu ſeinem Freunde Richter, ſo blickte ihm aus deſſen Augen, ſo wie aus denen der ſonſt ſo heitern Anna und ihres Vaters ein ſo

ſtiller, tiefer Schmerz entgegen, daß dieſer ihm noch tiefer in's Herz ſchnitt als die Verzweiflung Linde's.

„Sie leiden noch mehr als Linde," ſagte Schröter zu ſich ſelbſt, „denn ſie ertragen ihren Schmerz, ihre getäuſchte Hoffnung mit vollem Bewußtſein, ſie ſuchen ihn in's Herz zurückzudrängen, aber das leidet doppelt darunter. Wohl dem, der ſeinen Schmerz ausweinen, austoben oder ausverzweifeln kann, ſein Herz wird zwar öde und leer, aber es wird doch nicht in ſtiller, namenloſer Pein aufgezehrt. Das iſt ein trauriges Vorrecht guter Menſchenherzen, daß, wenn irgend ein Schlag des Schickſals ſie trifft, ſie ſich einbilden, es ſei eine Strafe für ſie, oder wenn die Bosheit anderer Menſchen ihnen ſchadet, ihr Ideal, ihr Glaube an Menſchentreue und Rechtlichkeit einen ſolchen Stoß erhält, daß Jahre ungetrübten Glückes erforderlich ſind, um das Ideal wieder aufzurichten. An dem ſchlechten Menſchen gleitet Alles eindrucklos vorüber; er iſt nie ſo wahrhaft glücklich, weil das wahre Glück nur in dem innern Herzensleben beruht, er fühlt ſich aber auch nie ſo unglücklich, weil er keinen Schmerz ſo tief erfaßt."

Albert Richter würde den Schmerz der getäuſchten Hoffnung bald und leicht überwunden haben, wenn ihm nicht täglich durch die traurigen ſtillen Blicke ſeiner Schweſter und ſeiner Braut die Erinnerung daran wieder friſch aufgedrungen, wenn ſein alter Vater nicht ſo tief betrübt dadurch geweſen wäre. Der alte Mann war in ſeinem Leben zu oft getäuſcht, um ſeine liebſten Hoffnungen zu oft betrogen worden, als daß er gewagt

hätte, neue zu ſchöpfen; das Alter iſt ja ohnedies für Hoffnungen ſchwer zugänglich.

Schröter's Troſtworte, ſein wenn auch oft erzwungenes heiteres Weſen, ſcheiterte ſtets an der traurigen Stimmung des Alten, und Anna wie Albert blieben davon angeſteckt.

„Du biſt ein Narr durch und durch," ſagte Schröter zu Albert, „daß Du Dich um die Stelle ſo ſehr grämſt. Ich glaube Dir zwar, daß Du Deine Bertha gern heimgeführt hätteſt — aber iſt es denn durchaus nothwendig, daß Du dazu die Stelle in B. erhältſt? Ich in Deiner Stelle würde dem Kuckuk viel darnach fragen, ich würde mich auf das Schriftſtellern legen und ruhig abwarten, bis es den Herren im Conſiſtorium beliebte, mir von ſelbſt eine Stelle anzutragen."

„Da würde ich lange warten können," erwiderte Albert.

„Nein, ich gebe Dir mein Wort, daß Ellis für Dich nach beſten Kräften ſorgen wird!"

„Ellis?" fragte Albert erſtaunt.

„Ja, Ellis; laß Dich das weiter nicht kümmern, ich weiß es und das iſt genug."

Albert ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Schröter war nach dem Tode der jungen Frau ſeines Freundes anfangs willens geweſen, die Briefe des Conſiſtorialraths Ellis zu veröffentlichen, aber ſobald er etwas ruhiger wurde, beſann er ſich eines anderen.

„Was würde es Deinen Freunden und Dir ſelbſt nützen," ſagte er ſich ſelbſt, „Ellis würde ohne Zweifel um Amt und Stelle kommen, damit würde aber auch

für Deinen Freund Richter der letzte Hoffnungsſtern untergehen. Es iſt beſſer, Du hältſt den Conſiſtorialrath in ſteter Furcht und zwingſt ihn dadurch für Richter zu ſorgen.“

Daß der Candidat Otto die Pfarrſtelle in B. erhielt, unterlag keinem Zweifel mehr, denn ſchon in einigen Tagen ſollte er in B. eingeführt werden. Schröter hatte Otto ſeit jenem Abende nicht wieder geſehen, er verſäumte indeß nicht, an dem Tage der Einführung ſich in B. einzufinden. Die Einführung ſollte mit möglichſter Pracht vollzogen werden; der Conſiſtorialrath Bürger hatte dieſelbe ſelbſt übernommen, und durch ſeine Vermittlung war die Gemeinde von B. auch aufgefordert, ſich an dem beſtimmten Sonntage zahlreich im Gotteshauſe einzufinden.

Die Neugier der [illegible]en Dorfbewohner hatte jedoch noch mehr als die Aufforderung des Conſiſtorialraths Bürger bewirkt, daß die Kirche an dem feſtgeſetzten Tage mehr von Zuſchauern als von Hörern gedrängt voll war. Schröter befand ſich unter ihnen und zwar hatte er ſich ſo geſtellt, daß er den Altar ſowohl wie die Kanzel deutlich überblicken konnte, ohne ſelbſt von dort aus bemerkt zu werden, denn es war ſeine Abſicht den Conſiſtorialrath Bürger und Otto unbemerkt zu beobachten.

Nachdem Otto eine lange, fromme, an Bibelſtellen reiche Predigt gehalten hatte, in der er hervorhob, daß eine höhere, göttliche Begeiſterung für ſeinen Beruf ihm innewohne und daß er vermöge dieſer Begeiſterung und Kraft die Gemeinde zu wahren Jüngern Chriſti zu machen und ihre Seelen zu retten hoffe und zu Gott

täglich bete, daß er die ihm anvertrauten Seelen von dem falſchen Glauben, zu dem ſie geführt ſeien, zurückbringen möge, trat Conſiſtorialrath Bürger vor den Altar, um die eigentliche Einführungsrede zu halten.

Hatte indeß ſchon Otto's Predigt bei der ganzen Gemeinde und vorzüglich bei Schröter den größten Widerwillen hervorgerufen, ſo that es die Rede des Conſiſtorialraths noch in erhöhtem Maßſtabe. Was Otto hinter frommen Redensarten zu verſtecken geſucht hatte, das ſprach Bürger offen aus. Er begann damit, daß er der Gemeinde Glück wünſchte und ſie glücklich pries, weil ihr ein ſo frommer und als Diener des Heilandes bewährter Mann als Seelſorger und Hirt beſchieden ſei und forderte ſie auf, der Stimme dieſes Hirten zu gehorchen und ihm in Gehorſam und Glauben zu folgen, er mahnte ſie, abzulaſſen von dem falſchen Glauben, der wie er nicht verhehlen könne durch des Candidaten Richter Wirken unter ihr hervorgerufen ſei. Das Conſiſtorium habe Kunde davon erhalten, und um den gefährlichen Samen des Unglaubens, um das fluchwürdige Streben nach Freigeiſterei und Ablaſſen von dem Worte des Heilandes auszurotten und die Seelen der Gemeinde um des Blutes und der Wunden Chriſti willen zu retten, habe es den Candidaten Otto als Pfarrer und Seelſorger in B. beſtimmt.

Innerer Unwille und Empörung über dieſe Worte des Conſiſtorialraths machten ſich in der Gemeinde bemerkbar, aber kaum hatte Bürger dies wahrgenommen, ſo ward er noch härter und ſchroffer in ſeinen Worten, ſo ſtellte er mit lauter immer lauter werdender Stimme

das Wirken Richter's in einem noch ſchlechtern Lichte dar und hob das Verdienſt Otto's um ſo greller hervor, um die Gemeinde gleichſam durch die Macht ſeiner Stimme und die Kühnheit ſeiner Worte niederzuſchmettern. „Ich bin Conſiſtorialrath, wer wagt mir zu widerſprechen, oder meine Worte mit Unwillen aufzunehmen," klang aus jedem ſeiner Worte und aus der ganzen Art und Weiſe, wie er die Rede vortrug, heraus. — Die Heiligkeit des Gotteshauſes, die unſichtbar erhabene Scheu, welche faſt jedes Menſchenherz in ihm ergreift, hielt die Gemeinde ab, daß ſie nicht einſtimmig ihrem Unwillen Worte verlieh und offen gegen den Conſiſtorialrath auftrat. Ihr Benehmen blieb dem Orte entſprechend würdig, aber um ſo tiefer griff die innere Empörung in ihre Gemüther ein.

Als der Gottesdienſt beendet und Schröter in dem Gemeindewirthshaus eingekehrt war, ſammelten ſich auch die meiſten Männer der Gemeinde dort, gleichſam als ob ſie ſich verabredet hätten. Nun machte ſich aber der allgemeine Unwillen Luft. „Den wollen wir nicht zum Pfarrer" — „bei dem gehen wir nie in's Gotteshaus" — mit dieſen und noch viel ſtärkeren Worten ſprach ſich der Unmuth aus. Endlich verſchaffte ſich ein alter Mann, den wir ſchon früher in B. bei ähnlicher Gelegenheit kennen gelernt haben, Gehör und ſprach: „Seid ruhig Freunde, all unſer Reden hier hilft uns zu nichts, aber wir wollen eine Schrift aufſetzen, in der wir erklären, daß wir dieſen Otto nicht zu unſerm Pfarrer wollen, daß wir nie bei ihm das Gotteshaus beſuchen würden, weil wir uns bei ſolchem Manne, der ſeine

Freunde öffentlich verleumde, der die Predigten auf der Kanzel von ſeinem Geſchreibſel oder aus einem Buche ableſe, der alſo gar nicht predigen könne, nicht erbauen könnten, und dieſe Schrift wollen wir alle einmüthig unterſchreiben und an das Conſiſtorium ſenden, und wenn das Conſiſtorium unſerer Schrift nicht nachkommt, dann ſetzen wir eine zweite auf und ich ſelbſt will damit zum Landesherrn gehen! Lieber gar keinen Pfarrer als dieſen!" —

„Das wollen wir, das ſagen wir auch," tönte es mit lautem Beifall von allen Seiten, „wir alle wollen uns unterſchreiben."

Bis dahin hatte Schröter ſchweigend zugehört. Nun trat er aber vor und um ſich deſto leichter Gehör zu verſchaffen, ſtieg er auf einen Stuhl und rief mit lauter Stimme: „Männer, Freunde, Ihr kennt mich als einen Freund Richter's, Ihr wißt wie ſehr ich mich freuen würde, wenn er Euer Pfarrer geworden wäre, und Ihr wißt auch wie ſehr mich die Rede des Conſiſtorialraths Bürger verletzt hat, aber ich rathe Euch, laſſet ab von einem Geſuche, von einer Schrift an das Conſiſtorium und den Fürſten, denn es nützt Euch doch nicht!"

„Wer ſo ſprechen kann," rief der alte Mann, der den Vorſchlag eines Geſuches gemacht hatte, „der iſt Richter's Freund nicht!"

„Ich bin es," erwiderte Schröter, „ich habe nichts unverſucht gelaſſen, um ihm dieſe Stelle zu verſchaffen, aber die Niederträchtigkeiten Otto's und Bürger's ſind mir zuvorgekommen." Schröter erzählte nun, wie falſch ſich Otto gegen Richter benommen, den er ſeinen Freund

nenne, erzählte, wie Bürger Richter überall verleumdet und wie er ſich ſogar an den Miniſter v. Falken gewandt habe, um ſeinem Schwiegerſohne die Stelle in B. zu verſchaffen.

Der Unwille der Gemeinde von B. gegen ihren neuen Pfarrer war durch die Erzählung Schröter's bis zur Verachtung geſteigert; aber eine Schrift an das Conſiſtorium ward nicht aufgeſetzt. Schröter hatte ſie um ihrer ſelbſt willen gebeten, das Gotteshaus nach wie vor zu beſuchen, ſie hatten es auch verſprochen, aber nur Wenige konnten ſich dazu entſchließen und ſelbſt von dieſen Wenigen blieben Manche bald ganz fort aus dem Gotteshauſe, denn an den trocknen, herzloſen Predigten Otto's, die er ſtets ablas, an ſeinem ewigen Verdammen der Rationalen und Freigeiſter vermochten ſie ſich nicht zu erbauen. Wenn Sonntagsmorgen die Glocken zum Gotteshauſe riefen, dann nahmen die meiſten Bewohner von B. die Bibel zur Hand und laſen darin, oder gingen bei heiterem Wetter hinaus in das große Gotteshaus der Natur und laſen dort in dem erhabenen Andachts- und Geſetzbuche, welches der Allmächtige in ſeinen Schöpfungen für den Menſchen geſchrieben hat, wie Richter ihnen ſo oft geſagt hatte. Da waren ſie oft recht fromm und andächtig. Die blaue Himmelswölbung erſchien ihnen als die Decke des großen Gottestempels, die Berge waren die Altäre und der Rauch, der von den Wäldern emporſtieg, war der Opferrauch, und feierlich und froh klang der Choral der Vögel dazwiſchen und die heilige feierliche Sonntagsſtille erſchien ihnen als das ſegnende Walten des All-

mächtigen. Da fühlte ſich ihr Herz durch den ſtillen Gottesdienſt der Natur gehoben und geſtärkt, da ſahen ſie mit ganz anderen Augen den Himmel, die Wälder und grünenden Felder, denn ſie verſtanden ſie, ſie hatten leſen gelernt in dem Gottesbuche der Natur.

Paſtor Otto redete anfangs faſt ſonntäglich über dieſen heidniſchen Gottesdienſt oder Cultus wie er es nannte, da er aber dadurch nichts änderte, ſo fügte er ſich darein und mußte ſeine Predigten in faſt leerer Kirche halten. „Ich predige nicht für die Menſchen," rief er einſt laut von der Kanzel herab, „ich predige Gott zu ehren, und wenn kein Menſch in die Kirche käme, ſo würde ich Sonntags dennoch predigen!"

Armſeliger Menſch, der Gott zu ehren oder ihm zu dienen glaubt, wenn er ihm predigt, als ob der Allmächtige des Menſchenmundes bedürfte, um ſich ſelbſt Weihrauch zu ſtreuen.

Otto ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um in das Familienleben der einzelnen Gemeindeglieder einzudringen und für ſeine orthodoxe Richtung neue Anhänger zu gewinnen, aber nur bei wenigen fand er eine freundliche entgegenkommende Aufnahme, die übrigen entfremdete er ſich durch ſein fortwährendes Tadeln und Schimpfen von der Kanzel herab immer mehr.

Schröter, der zuweilen nach B. kam, erhielt von Allem genaue Kunde, und in der ungünſtigen Stellung Otto's der Gemeinde gegenüber, fand er gleichſam eine Genugthuung für das ſeinem Freunde widerfahrene Unrecht.

Die Gemeinde würde ſich vielleicht dennoch durch

die Allgewalt der Zeit an ihren Pfarrer gewöhnt haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit Otto ſelbſt zu neuen Zwiſtigkeiten Anlaß gegeben hätte. Die erſte Urſache zu heftiger Streitigkeit gab Otto bei einer Taufe des Kindes des Dorfſchulzen.

Wie Otto zeitig erfahren hatte, war der Schmied Forſter, der intelligenteſte Mann im ganzen Dorfe, der alle übrigen ſowohl durch allgemeine Bildung, vorzüglich aber durch die Schärfe und Ruhe ſeines Urtheils überragte, zum Pathen des Kindes beſtimmt.

Mit beſonderm Intereſſe hatte Albert Richter als er in B. vicarirte an dem Schmied Forſter gehangen, weil er ihn als einen ſehr verſtändigen Mann erkannte und Forſter ihm ſtets behilflich war, wo es galt, etwas Gutes und Nützliches in der Gemeinde einzuführen, oder einen alten eingeerbten und eingewurzelten Misbrauch abzuſchaffen. Auch als Richter aus B. entfernt war, hatte ſich ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihm und Forſter erhalten und er verſäumte nie, wenn er bei B. vorbei kam, bei dem Schmied vorzuſprechen. Dies war dem Pfarrer Otto nicht verborgen geblieben und von ſeinem eigenen Charakter aus ſchließend, argwohnte er in dieſem freundſchaftlichen Verhältniſſe der beiden Männer nur Arges. Er glaubte, Richter komme nach B., um die Gemeinde nur noch mehr gegen ihn zu erbittern, und dem Schmied Forſter war er ſchon deshalb ſehr wenig gewogen, weil er mit ſeinem Feinde Richter Freundſchaft pflegte, mehr aber noch, weil er ihm einſt, als er in ſeinem Hauſe Richter verleumdet hatte, offen

und entſchieden entgegengetreten war und Richter's Partei genommen hatte.

Schon lange hatte ſich Otto nach einer Veranlaſſung geſehnt, um an dem Schmied ſeinen Groll auslaſſen zu können und die Taufe bot ihm eine gewünſchte Gelegenheit dazu.

Ausnahmsweiſe war die Nachmittagskirche, nach welcher die Taufe ſtattfinden ſollte, ſehr voll, denn der Schulze, ein reicher Mann, wollte die Taufe ſeines erſtgeborenen Kindes mit aller Pracht eines reichen Bauers feiern und faſt das ganze Dorf und zahlreiche Bekannte von nah und fern waren zum Kindtaufſchmauſe geladen und wohnten deshalb auch der Taufhandlung bei.

Als der Gottesdienſt vollendet war, traten die Pathen mit dem Kinde an den Taufſtein heran und die Taufrede begann. Pfarrer Otto pflegte bei den Taufhandlungen ganz das alte Taufformular zu Grunde zu legen mit Exorcismus des Teufels und allen Formeln. Daran hatte ſich die Gemeinde bereits gewöhnt, ſo kalt und langweilig ihr deshalb auch die Taufrede erſchien.

Ehe indeß die eigentliche Taufhandlung begann, wandte ſich Otto an die Pathen und forderte ſie, da ſie als Zeugen, daß das Kind in die Gemeinſchaft der Kirche Chriſti aufgenommen ſei, daſtänden und dadurch die Verpflichtung auf ſich genommen hätten, auch dafür Sorge zu tragen, daß das Kind in der wahren Lehre des Heilandes auferzogen werde, auf, das Glaubensbekenntniß mit lauter, deutlicher Stimme vor der ganzen Gemeinde herzuſagen und dadurch Zeugniß abzulegen,

daß ſie wahre Chriſten und der Stellung als Pathen würdig ſeien.

Erſtaunt blickten ſich die Pathen einander an und allgemeine Verwunderung regte ſich in der ganzen Gemeinde; das hatte noch kein Pfarrer von den Taufzeugen verlangt, ſelbſt die älteſten Leute wußten nichts davon. Die Pathen ſchwiegen.

„Sprecht das Glaubensbekenntniß, Forſter," fuhr der Paſtor Otto nach kurzem Schweigen fort, „oder ich muß Euch als einen unwürdigen Pathen von der heiligen Handlung zurückweiſen."

Forſter ſchwieg, ſein Auge blickte ſtarr und funkelnd auf den Pfarrer.

„Ich fordere Euch noch einmal auf, das Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens mit lauter Stimme vor der verſammelten Gemeinde abzulegen," fuhr Otto fort.

Forſter ſchwieg, aber nur mit äußerſter Mühe drängte er ſeinen inneren Unwillen zurück. „Du ſtehſt im Gotteshauſe, ſei ruhig," ſagte er zu ſich ſelbſt und bezwang ſich.

„Ihr ſcheint nicht einmal das Bekenntniß Eures Glaubens zu wiſſen, welches Euch doch ſchon in der Schule gelehrt iſt," fuhr Otto mit faſt höhniſcher Stimme fort, „ſo weiſe ich Euch zurück vom Taufſteine und rathe Euch, erſt das Glaubensbekenntniß zu lernen, ehe Ihr wieder als Pathe hierher tretet."

„Tretet zurück," ſagte Otto mit lauter Stimme, als Forſter ſeiner Aufforderung nicht Folge leiſtete, und Forſter trat nun zurück. Auch die anderen beiden Pathen traten vom Taufſteine zurück.

Bestürzt eilte der Taufvater herbei und suchte den Pfarrer zu bewegen, von seinem Verlangen abzulassen.

„Nein," entgegnete Otto, „ich handle nur nach dem alten Gesetze, welches von den Taufzeugen das Aufsagen des Glaubensbekenntnisses verlangt."

„Aber es ist doch noch nie hier verlangt worden," entgegnete der Schulze.

„Um so schlimmer. Ich bestehe darauf," erwiderte der Pfarrer. „Da seht Ihr die Folgen, zu welchen die Freigeisterei und der Umgang mit derselben führt. Ihr wollt Christen sein und des Heilandes Namen tragen, und kennt nicht einmal das Glaubensbekenntniß! Schlimmer konnte es in Sodom und Gomorrah nicht sein!"

Allgemeiner Unwille machte sich in der Gemeinde laut. Forster knirschte vor Erbitterung.

„Stellt andere Taufzeugen," verlangte der Pfarrer von dem Schulzen, und als dieser entgegnete, daß er sein Kind lieber gar nicht taufen lassen wolle, verließ Otto die Kirche.

So Etwas war in B. noch nie vorgekommen. Die ältesten Leute wußten nichts davon, obgleich sie viele Male Pathenstelle vertreten hatten.

Das Kind ward ungetauft nach Hause getragen, aber der Kindtaufschmaus fand trotzdem statt, und der allgemeine Unwille über das Benehmen und Verlangen des Pfarrers sprach sich in lautester Weise aus.

Schmied Forster hatte nicht an dem Kindtaufschmause Theil genommen. Er war sogleich nach der Stadt gereist, um am folgenden Morgen bei dem Gerichte

Schutz gegen das Benehmen des Pfarrers zu ſuchen. Das Gericht nahm die Klage nicht an und verwies Forſter an das Conſiſtorium. Hier ward er nicht vorgelaſſen, weil an dem Tage keine Sitzung war. Forſter reichte ſeine Beſchwerde ſchriftlich ein und kehrte heim. Es zweifelte Niemand im ganzen Dorfe daran, daß das Conſiſtorium das Benehmen und Verlangen des Pfarrers Otto hart rügen werde, man freute ſich darauf; um ſo mehr war man aber erſtaunt, als der Schulze nach wenigen Tagen ein Schreiben des Conſiſtoriums zur Mittheilung an den Schmied Forſter erhielt, in dem das Verlangen und Benehmen des Herrn Pfarrers Otto als vollſtändig berechtigt, geſetzlich, im Sinne der chriſtlichen Kirche und ſehr lobenswerth bezeichnet und dem Schmied Forſter mitgetheilt wurde, daß es ſehr zu bedauern ſei, daß die chriſtliche Lehre ihm ſo wenig am Herzen liege. Ja es wurde ihm in dem Schreiben ſogar empfohlen, das Glaubensbekenntniß, welches ihm ſchon in der Schule gelehrt ſei, wiederum bei dem Herrn Pfarrer oder dem Schulmeiſter zu lernen.

Forſter beſchloß in der erſten Aufregung ſeines Zornes, ſich ſofort auf den Weg zum Landesfürſten zu machen, ruhigere Männer hielten ihn indeß zurück, indem ſie ihm das Erfolgloſe ſeines Unternehmens vorſtellten.

Der Triumph, den Otto über den Schmied errungen zu haben glaubte, genügte ſeiner Rachſucht noch nicht. Am folgenden Sonntag hielt er eine Strafpredigt, in der er den Glaubenszuſtand der Gemeinde B. ſchilderte und alles Unheil den rationaliſtiſchen,

freien Anſichten derſelben zuſchrieb. Ein ſchlimmeres Bild, als Pfarrer Otto darſtellte, ließ ſich kaum denken, und eine Geſellſchaft cannibaliſcher Heiden erſchien wie fromme Mönche dagegen, und doch war die Gemeinde B. als ruhig, friedliebend, vernünftig und fleißig rings in der Umgegend bekannt. Als die Predigt vollendet war, las er ein Schreiben des Conſiſtoriums von der Kanzel herab vor, in welchem er mit den verbindlichſten Worten für ſeinen Eifer in der Kirche des Herrn belobt, in welchem ſein Benehmen als ſehr gerecht und nachahmungswürdig bezeichnet war und er aufgefordert wurde, nicht zu ermüden in ſeinem Streben, und kein Mittel unverſucht zu laſſen, um die Gemeinde wieder auf den rechten Weg des Glaubens zu lenken. Der Schmied Forſter war ſeiner beſonderen Aufſicht und Thätigkeit empfohlen.

„Ja!“ rief Otto mit laut erhobener Stimme, „ſo will ich nie nachlaſſen, hier von der Kanzel herab für Dich zu wirken, mein Heiland, und der Blick auf Dein unſchuldig vergoſſenes Blut und die Schmerzensmale Deiner Wunden ſoll mich ſtärken und in meinem Vorhaben bekräftigen. Du biſt für Deinen Glauben freudig in den Tod, in den Tod am Kreuze auf Golgatha gegangen, Du haſt den bitteren Kelch mit Freuden getrunken — auch ich will mit Freuden an das Werk gehen, zu kämpfen und zu predigen gegen den Unglauben und den Antichriſt in dieſer Gemeinde. Ich will den Stolz brechen, den der Freigeiſt dieſen Köpfen eingeprägt, es ſollen die Nacken ſich in Demuth und Glauben vor Dir beugen — ja ich will Niemand an

Deinen Tiſch treten laſſen, um Dein wahrhaftiges Blut und Fleiſch in ſich aufzunehmen, der nicht zuvor in Reue zu Dir getreten iſt und in Demuth ſeine Sünden vor mir bekannt hat. — Stärke mich, Herr, in dieſem Werke! — Doch Du biſt ja mit allen Frommen und Gläubigen, ſie leben in innigſter Gemeinſchaft mit Dir und nehmen ſchon hier auf Erden an der verklärten Seligkeit Theil, die in Deinem himmliſchen Reiche herrſcht!"

Er kniete nieder und betete mit lauter Stimme.

Wie ein Blitz verbreitete ſich die Nachricht dieſer Predigt und des Schreibens vom Conſiſtorium durch das ganze Dorf und ſteigerte den Unwillen gegen den Pfarrer auf's Höchſte. Ja, wären nicht ruhige und beſonnene Männer dageweſen, ſo wäre die Mehrzahl nach der Pfarre gegangen und hätte den Pfarrer aus dem Dorfe gejagt. Hiergegen kämpfte aber vor Allem der Schmied Forſter ſelbſt.

„Thut nichts Unüberlegtes!" rief er, „es führt zu nichts. Jagt Ihr heute den Pfarrer fort, ſo kommt er morgen wieder, oder ein noch ſchlimmerer wird an ſeine Stelle geſetzt. Mich hat er am meiſten beleidigt, aber ich werde mich nie ſo ſehr erniedrigen, an einen ſo ehrloſen Mann meine Hand zu legen. Er trotzt auf Gottes Beiſtand — ich ſage Euch, Freunde, noch iſt die Gerechtigkeit Gottes nicht von der Erde verſchwunden und früh oder ſpät wird ſie hervortreten und einen Jeden richten. Die Kirche in W. iſt nicht zu fern, als daß wir nicht dort ſonntäglich zum Gottesdienſt gehen könn-

Bayerische Staatsbibliothek München

ten, nur hier laßt uns nicht eher wieder das Gotteshaus betreten, als bis Otto entfernt iſt.“

Seine Worte fanden allgemeine Zuſtimmung. Nur wenige alte Leute gingen in B. noch in die Kirche, weil der Weg nach W. ihnen zu weit war. Das Kind des Schulzen blieb wochenlang ungetauft, endlich ließ er es in einem anderen Dorfe taufen. Pfarrer Otto verklagte ihn deshalb und der Schulze wurde beſtraft.

Als nach einigen Wochen einige alte Leute zum Abendmahl gehen wollten, verlangte der Pfarrer wirklich, wie er vorher verkündet hatte, daß ſie ihm zuvor beichten und ihre Sünden bekennen ſollten — ſie traten zurück, weigerten ſich, und der Gottestiſch ſtand von nun an unbeſucht da. Nur der Pfarrer Otto reichte ſich faſt alle Sonntage ſelbſt das Abendmahl dar — ihm war es ja nur ein Mittel, um den Schein ſeiner Frömmigkeit zu bewahren und zu erhöhen, wirkliches Bedürfniß führte ihn nie zum Gottestiſche und hatte ihn auch noch nie dazu geführt, ſein Herz war von ganz anderem Verlangen erfüllt.

Der pſeudonyme Schriftſteller.

Sonniger Frühlingstag. — Ein langer Winter lag zwiſchen ihm und der Zeit, wo wir Albert Richter zum letzten Male geſehen, und der Winter hatte Erde und Herzen ausgefroren und nun war Alles wieder friſch

und die Sonne rief Blätter und Blumen hervor, auf der Erde wie in den Herzen.

Albert's Vater und seine Schwester Anna waren in dem Garten neben dem Hause beschäftigt, um den Samen für Blumen und Früchte in die Erde zu legen. Still vollbrachten beide dies Geschäft. Da rief plötzlich hinter der Gartenhecke eine Stimme Anna's Namen. Vater und Tochter schauten sich forschend um. Ein lachender Kopf blickte über die Hecke, und gleich darauf schwang sich Schröter leicht und kühn über dieselbe. Mit wenigen Sprüngen stand er neben Anna und ihrem Vater und begrüßte sie.

„Wo ist Albert?" fragte er.

„Er arbeitet," erwiderte Anna, und erwartungsvoll fragend hingen ihre Augen an Schröter's Lippen.

Statt der Antwort hielt er ihr einen Brief vor die Augen und eilte in das Haus, während Anna und der Alte ihm folgten.

Ruhig und nichts von dem Allen ahnend, saß Albert an dem Schreibtische und arbeitete. Ohne daß er es bemerkte, war Schröter hinter seinen Stuhl getreten, warf ihm einen Brief auf den Tisch und schlug ihn lachend auf die Schulter. Ueberrascht und erfreut sprang Albert auf.

„Da! lies den Brief, alter Junge, und dann begrüße mich, ich habe Zeit," sagte Schröter; und Albert nahm den Brief in die Hand und las die Aufschrift: „Herrn Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß" — „der Brief ist nicht an mich."

„Närriſcher Kerl!“ rief Schröter, über Albert's Staunen lachend; „ſind Dir denn alle Nachgedanken ausgegangen! der Brief iſt an Dich, nun lies ihn.“

Albert erbrach den Brief und las:

„Geehrteſter Herr,

„Durch die freundliche Vermittelung Ihres liebenswürdigen und gelehrten Freundes, des Herrn Schröter, iſt mir das Manuſcript Ihres vortrefflichen Werkes: „„Der Mönch von Walkenried““, zum Verlage angetragen, und ich ſchätze mich glücklich, daß daſſelbe an mich gelangt iſt. Mit dem höchſten Intereſſe, mit ſtets wachſender Spannung habe ich Ihr Manuſcript durchleſen und hatte mich bereits nach Durchleſung der erſten Bogen für die Annahme beſtimmt. Ich geſtehe offen, daß ich Ihr Werk zu den beſten hiſtoriſchen Romanen zähle, die ich kenne, und glaube Ihnen mit Beſtimmtheit vorausſagen zu können, daß Ihr Roman großes Aufſehen erregen wird.

„Mit Ihren, mir durch Herrn Schröter mitgetheilten, Honorarbedingungen: 1200 Thaler für die erſte Auflage und 600 für jede folgende, erkläre ich mich vollkommen einverſtanden und erſuche Sie ergebenſt, mir den Weg bezeichnen zu wollen, auf welchem ich den Betrag Ihnen übermitteln kann. Zugleich erlaube ich mir aber die ergebenſte Bitte auszuſprechen, wenn Sie Ihr neues Werk, von dem mir Herr Schröter erzählt hat, vollendet haben, meiner freundlichſt gedenken zu wollen.

„Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um Ihnen die Ver-

ſicherung meiner aufrichtigſten Hochachtung auszuſprechen, mit der ich verbleibe

„Ihr ergebenſter

„Max Conrad.“

Ueberraſcht, entzückt flog Albert ſeinem Freunde um den Hals.

„Komm an das Herz Deines gelehrten Freundes!“ rief Schröter mit Lachen, indem er die Arme auseinander breitete. „Biſt Du zufrieden mit mir?“

„Meine kühnſten Wünſche reichten ja nicht halb ſo weit,“ erwiderte Albert, „wie iſt es Dir möglich geworden, mein Werk ſo glücklich unterzubringen, und woher kommt der Name Alfred v. Waldſchloß auf Waldſchloß?“

„Glaubſt Du denn,“ gab Schröter zur Antwort, „daß Du mit Deinem ſchrecklich proſaiſchen Namen Albert Richter das Manuſcript bei irgend einem Buchhändler untergebracht hätteſt. Ich bin bei ein, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn Buchhändlern perſönlich geweſen und an dreimal ſo viel habe ich geſchrieben, aber ſtets war die erſte Frage: „„Wer iſt Albert Richter? Wir kennen keinen Albert Richter, wie kann es nur einen Mann geben, der Albert Richter heißt?“ Da verlor ich die Geduld, ich kratzte Albert Richter aus und ſchrieb mit großen Buchſtaben und rother Tinte hin, Alfred v. Waldſchloß auf Waldſchloß. Ha, wie das klang! Ich zog mir ein recht ſtolzes, vornehmes Weſen an, nahm mir vor, ſtatt 600 Thaler 1200 zu verlangen und meine Finte gelang.“

„Der Buchhändler Max Conrad war der Erſte, an den ich mich wandte. Zwar fragte er auch, wer der Herr Alfred v. Waldſchloß auf Waldſchloß ſei, ich erwiderte ihm aber, erſtaunt darüber, daß er den Namen nicht einmal kenne: das iſt Alfred v. Waldſchloß auf Waldſchloß! und damit gab ſich Herr Conrad einſtweilen zufrieden. Ich brachte noch ſo Einiges zu Deiner Verherrlichung und zum Lobe Deines Romanes vor, und Max Conrad verſprach das Manuſcript zu leſen. Da beginnt nun Dein Verdienſt; denn als ich wieder zu ihm kam, war er begeiſtert durch den Roman, ich benutzte dieſe Begeiſterung, ihm die Honorarforderung zu ſtellen und er ging darauf ein. „„Alfred v. Waldſchloß auf Waldſchloß,““ ſagte ich zu ihm, „„iſt kein profeſſionirter Schriftſteller und Romanſchreiber, er ſchreibt zum Vergnügen und für ſeinen Namen, ſeinen Ruf, ſeine Ehre, und dieſe geſtatten ihm nicht, ein geringeres Honorar anzunehmen. Sie werden das ganz natürlich finden, Herr Conrad?““ ſagte ich, und Herr Conrad fand es, wie es ſchien, auch natürlich.“

Albert's Vater und Anna traten zur Stubenthür herein. Voller Freude eilte Albert auf ſeinen Vater zu.

„Fräulein Anna v. Waldſchloß auf Waldſchloß, haben Sie die Gefälligkeit, dero Herrn Vater dieſen Brief mit lauter, deutlicher und allgemein vernehmlicher Stimme vorzuleſen!“ rief Schröter und reichte Anna den Brief, die ihn mit Staunem vorlas.

Mit wirklicher Rührung dankte der Alte Schröter. „Sie haben mehr als Gotteslohn um mich und meinen Sohn verdient!“ rief er laut.

„Nur ſtill, Alter, nur ſtill, es ſoll Euch nicht geſchenkt ſein!“

Auch Anna trat zu Schröter, reichte ihm die Hand und ſagte ſchelmiſch lächelnd, „habe ich doch bis jetzt noch nicht gewußt, daß Sie ein gelehrter Mann ſind!“

„So!“ rief Schröter, „alſo Sie trauen mir nicht einmal ſo viel zu, daß mich ein Buchhändler für einen gelehrten Mann hält? und Sie ſollten vor Allen mir dankbar ſein, daß ich Sie zu einem Schloßfräulein erhoben habe, denn nun können Sie Anſprüche machen auf einen Grafen und Baron.“

Anna erröthete und ſchüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

Der pſeudonyme Name Albert's gab noch zu manchem Scherze an dieſem Tage Anlaß. Schröter war ſo ausgelaſſen luſtig, als er nur immer ſein konnte, und ſteckte die Anderen bald an.

„Siehſt Du, närriſcher Kerl,“ ſprach Schröter zu Albert, „daß ein ordentlicher Candidat der Theologie leben kann ohne eine Pfarre? Wie lange haſt Du an dem Roman geſchrieben?“

„Vier Monate. Aber Du weißt, die Vorarbeiten hatte ich bereits früher, ſchon zum Theil auf der Univerſität gemacht — damals freilich nicht zu einem Romane, ſondern in hiſtoriſchem Intereſſe.“

„Rom wurde auch nicht in einem Tage, und noch nicht einmal in vier Monaten erbaut,“ erwiderte Schröter. „Wenn Du aber in ſo kurzer Zeit 1200 Thaler außer Deiner Unſterblichkeit verdienen kannſt, ſo meine ich, wäre das eben genug, um mit Frau und einem

anſtändigen Haufen Kinder beſſer zu leben, als wenn Du Superintendent geworden wäreſt! — Brauchſt nicht zu erröthen, wie ein überzarter Jüngling. Aber es iſt, als ob das ein Vorrecht aller Verlobten wäre, daß ſie erröthen und ſich verletzt fühlen, wenn man von ihren zukünftigen Kindern ſpricht, gleichſam als ob die Ehe weiter nichts wäre, als ein Stückchen überirdiſcher Blüthenduft; kommt man aber zehn Jahre ſpäter, ſo begegnet Einem ein ganzes Orgelſpiel rothbackiger Sprößlinge, und die Hausfrau fühlt ſich ordentlich beleidigt, wenn man glaubt, ſie habe nur acht Kinder, da doch vollzählig neun am Leben ſind, welche ſie alle geboren, ſelbſt geſtillt und erzogen hat. Dann kommt ſich eine ſolche Mutter ordentlich wie eine Heldin vor, als die Stütze des künftigen Menſchengeſchlechts."

„Du bleibſt immer der tolle Alte," gab Albert zur Antwort, indem er Schröter's Hand ergriff und herzhaft drückte. „Mit meinem Erſtlingswerke iſt es mir nur zu gut geglückt, wird es aber immer ſo glücklich kommen? Wäre es nicht unverantwortlich leichtſinnig, wenn ich auf ſo ungewiſſe Ausſichten meine ganze Zukunft gründen und ſtützen wollte?"

„Ungewiſſe Ausſichten!" entgegnete Schröter. „Allerdings haſt Du bei einer Pfarrſtelle von jährlich 300 bis 400 Thalern gewiſſere Ausſichten — nämlich zu hungern ſammt Weib und Kind. Freilich mußt Du als Schriftſteller noch ein ganz anderer Mann werden. Dir fehlt das Selbſtvertrauen. Die Zeiten, wo ein Schiller, Bürger bei allem Geiſtesreichthum oft hungern mußten, ſind nicht mehr. Jetzt wird keine Meſſiade

mehr um 10 Thaler verkauft. Die Schriftſtellerei iſt jetzt Speculations- iſt Handelsſache, um nicht zu ſagen: Fabrikarbeit. Schreib Du nur viel — Verleger werde ich Dir ſchon ſchaffen; man muß nur jedem Fiſchlein, das man fangen will, einen Köder hinhalten, aber nicht die dumme deutſche Redlichkeit; damit fängſt Du keinen Fiſch, nicht einmal einen Buchhändler.“

„Wenn ich auch wenig Ausſichten habe, eine Pfarrſtelle zu bekommen, ſo wäre es aber doch thöricht, jeden Anſpruch darauf aufzugeben.“

„Das ſollſt Du auch nicht,“ antwortete Schröter, „Du ſollſt Deine Hoffnung darauf, nimmermehr aber Deine Anſprüche, Dein Recht aufgeben, gerade dies ſollſt Du eifrig verfechten und hierbei werde ich Dir ſtets mit allen Kräften beiſtehen. Du weißt, ich ſelbſt mache nie Anſprüche auf eine Pfarrſtelle, ich kann deshalb den Herren Conſiſtorialräthen und Superintendenten ſchon dreiſter und offener entgegentreten. — Apropos, wirſt Du denn das große ökumeniſche Concil, ich meine die große Verſammlung der Miſſionsfreunde in W. beſuchen?“

„Ja, ich hatte die Abſicht.“

„Vortrefflich!“ rief Schröter, „vortrefflich! Weißt Du etwas Näheres darüber?“

„Nein, denn ich bin in der letzten Zeit wenig aus dem Hauſe gekommen.“

„So höre denn. Wie mir Paſtor Binder anvertraut hat, ſoll dieſe Verſammlung der Miſſionsfreunde nur den Namen hergeben für eine allgemeine Verſammlung aller Orthodoxen. Da ſoll denn gleichſam ein

neues Symbolum ausgeheckt und als offener Fehdebrief gegen alle Rationaliſten und Freigeiſter in die Welt geſandt werden. In dieſem ſauberen Aktenſtücke ſollen alle Rationaliſten und vernünftigen Männer, alſo auch wir, quasi excommunicirt und mit Leib und Seele dem Teufel anheimgegeben werden. Das kleine Häuflein der Rationaliſten hat aber Wind von der Sache erhalten und iſt entſchloſſen, kühn und frei auf der Verſammlung dagegen aufzutreten. Paſtor Binder ſteht an der Spitze. „Jetzt gilt es," ſagte er zu mir und Binder hat Recht, „den orthodoxen Herren die Spitzen ihres Hochmuths und ihrer Einſeitigkeit abzubrechen, oder ſie ſtoßen uns mit ihren Hörnern ganz über den Haufen." — „Ich freue mich darauf," fügte Schröter hinzu, „das wird ein prächtiges Stiergefecht werden!"

Albert ſchwieg.

„Du wirſt Dich doch nicht fürchten?" fuhr Schröter fort; „Ritter Alfred v. Waldſchloß auf Waldſchloß darf keine Furcht kennen."

„Es wird dort Streitigkeiten geben und wider unſern Willen werden wir mit hineingezogen werden," erwiderte Albert.

„Wider unſern Willen? Nein, mit unſerm Willen; das iſt grade meine Abſicht, Freund, und hier gebe ich Dir meine Hand, es ſoll Dein Schaden nicht werden, — Du weißt, daß ich Wort halte, wenn ich Etwas beſtimmt verſpreche. Ich ſage Dir, Du wirſt auf dem großen Concile Manches ſehen und hören, wovon Du Dir jetzt noch nichts träumen läßt. Die beiden Päpſte Ellis und Bürger werden perſönlich erſcheinen mit ihrem

Gefolge von Cardinälen und Biſchöfen, d. h. den Superintendenten. Wir werden freilich nur die Rolle eines einfachen Mönchleins ſpielen können, aber ich denke eines Mönchleins von Walkenried.“

Albert reichte entſchloſſen Schröter die Hand. „Ich gehe mit Dir, Du kannſt auf mich zählen.“

Ein Zwiſchenſpiel.

Viele Menſchen halten die Liebe für weiter nichts als die Vanille in dem Thee des ehelichen Lebens, Andre wieder halten ſie für den goldbemalten Rahmen um das Spiegelbild der Jünglingszeit und wieder Andere glauben, die Liebe ſei nur eine ererbte Mode, die von dem griechiſchen Olymp auch zu uns gekommen ſei, und ſchließen mit Recht, da ſie keine Götter ſeien, ſondern mehr oder weniger gute hausbackene Menſchenkinder, ſo ſei auch die Liebe nur der Käſe auf dem Lebensbrot. Albert hielt die Liebe für das Sonnenlicht des Herzens, welches erwärmt und befruchtet, Blumen und Blüthen hervorruft und noch in den alten Tagen durch die Erinnerung den Ofen des Geiſtes erſetzt.

Dieſe Anſicht theilte auch Albert's Braut, denn zwei vernünftig Liebende gehen in ihren Anſichten über die Liebe ſtets wie zwei Pferde vor einem Wagen denſelben Weg, und wenn ſie verheirathet ſind, ſo ziehen ſie

gleichfalls wie zwei Pferde den Wagen der ehelichen Sorgen hinter ſich her. Die Frau iſt das Sattelpferd, der Mann iſt das Handpferd, beide müſſen gleichviel ziehen, aber die Frau trägt noch ihr eigenes Päckchen beſonderer Sorgen. Gleicher Schritt iſt auch im ehelichen Leben gut. Läuft der Eine Trab und geht der Andre Schritt, ſo liegt bald das ganze Ehefuhrwerk im Graben.

Wie geſagt, Bertha theilte ganz Albert's Anſichten über die Liebe und die Ehe. Sie ſehnte ſich ebenſoſehr nach dem Augenblicke, wo vor dem Altare ihre Hände für immer ineinander gelegt würden, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ihre Sehnſucht nie offen geſtand, denn das ſchickt ſich nach den heutigen Begriffen der Schicklichkeit nicht für ein junges Mädchen.

Bertha hatte ſich ſehr gehärmt, als ſie die Trauernachricht erhielt, daß Albert die ſchon als ſicher gehoffte Stelle in B. nicht bekommen habe. Freudenthränen glänzten aber in ihren Augen, als ſie den Brief las, in welchem Albert ihr mittheilte, wie glücklich Schröter ſeinen Roman verwerthet habe, und als er die Hoffnung ausſprach, daß ſie nun die Mittel in Händen hätten, ihren liebſten Wunſch zu erfüllen. Wohl zehnmal ſchon hatte ſie den Brief heimlich geleſen. Eine ſelige Freude ſtrahlte aus ihren Augen und begleitete ſie bei Allem, was ſie that. Sie nähte emſig an einer Stickerei, welche für Albert's nahes Geburtsfeſt beſtimmt war und beugte ſich häufig nieder und drückte ihren Mund auf die Stickerei, um die Küſſe mit hineinzuſticken und dem Geliebten zu überſenden. Sie dachte, wie viele andere

Bräute, nicht daran, daß die ſüßen heiligen Küſſe, welche ſie ihrem Angebinde angehaucht haben, meiſt ſchon an den ungeweihten Händen des Boten, der die Gabe überbringt, hängen bleiben, und daß der Geliebte nichts, ſelbſt nicht einmal eine Ahnung davon erhält.

So zart und gleichſam ätheriſch kann aber auch nur ein weibliches Herz ſein und für ſeine Gedanken, Worte und Küſſe einen ſtummen Vermittler wählen; die Männer ſind in dieſer Beziehung viel zu materiell, ihnen genügt nur das Unmittelbare, für ſie giebt es keinen Kuß in Gedanken, ſondern nur einen Kuß auf den geliebten Mund, — höchſtens einen Kuß der Erinnerung, aber die Erinnerung zeigt nur die bunten Farben einer Blume, während ihr angenehmer Duft längſt verweht iſt.

Bertha war in dieſer Beziehung wie in ihrer Liebe und Hingebung an den Willen Albert's ganz Weib, ja man hätte ſagen können, ſie war zuviel Weib, indem durch dieſe Hingebung manche originelle liebliche Blüthe ihres Herzens gar nicht zur Entfaltung kam.

Die Ausſteuer, welche nach den getäuſchten Hoffnungen auf die Pfarrſtelle in B. zum Theil ungenäht geblieben war, wurde nun mit um ſo größerem Eifer vollendet, und welche Braut durchlebt wohl nicht bei jedem Stück, welches ſie zu ihrer Ausſtattung arbeitet, in Gedanken eine ganze kleine Welt ihres zukünftigen ehelichen Lebensdrama's vom erſten bis zum letzten Acte. Dieſes ſich Gehenlaſſen in Gedanken der Zukunft iſt die ſüße Frucht des bräutlichen Paradieſes, deſſen Nachgeſchmack der Evaapfel des ehelichen Lebens bildet, und mit der

Erkenntniß ſchwindet das Paradies der Träume — doch das iſt ja des Lebens Zweck und Schickſal, daß aus den bräutlichen Engeln eheliche Menſchen werden. —

Das alte Förſterhaus Waldſchloß, das auf den Trümmern und aus den Ueberreſten eines früher an der Stelle geſtandenen Schloſſes erbaut war und mit den Grundſteinen auch den Namen des Schloſſes ererbt hatte, ſollte das eheliche Schloß für Albert und Bertha werden, denn als Schriftſteller fühlte ſich Albert wohl in der Waldſtille und Einſamkeit. Er glaubte ſein Leben und ſein Glück beſſer und doppelt zu genießen, wenn er mit ſeiner Bertha, ſeinem Vater und ſeiner Schweſter im ſtillen Walde lebte, denn da brauchte er der Welt nicht jenen unabweisbaren Tribut von ſeinem Glücke und ſeinen Gedanken zu geben. Er war noch jung und voll urſprünglicher Jugend und Gedankenfülle, er bedurfte noch keines Zuwachſes, keiner Anregung durch fremde Menſchen; er wollte ſeine Gedanken als Schriftſteller geben und nicht fremde, empfangene, und dadurch unterſchied er ſich eben von den meiſten Schriftſtellern. Deshalb ſprach auch ſein Erſtlingswerk, ſein Roman ſo ſehr an, weil er urſprüngliche Friſche und Waldeskühle gab und nicht den Chauſſee- und Wegſtaub einer mühſamen, matten Lebenswandrung an den Füßen trug.

Wenn er nach der Arbeit öfter allein im Walde ſpazieren ging und der Wind durch die Wipfel der alten gewaltigen Eichen rauſchte, dann überkam ihn ein heiliges erhabenes Gefühl, er richtete dann wohl den Blick an den Baumrieſen empor und es war ihm, als ob die Stimme der Natur unmittelbar zu ihm redete. Dann

wurde es ihm ſo weit, ſo weit um's Herz und Alles blickte ihn an wie in ernſter, heiliger Sonntagsfeier ſeiner Kinderzeit.

Häufig kam Schröter zu ihm und ſie gingen dann zuſammen in den Wald. So verſchieden Schröter's Charakter von dem Albert's war, ſo verſchieden er das ganze Leben auffaßte, ſo ſtimmten die beiden Freunde doch in vielen Anſichten überein, nur daß Schröter den ſeinigen ſtets eine humoriſtiſche Färbung gab.

„Ich bewege mich viel unter den Menſchen und in dem bewegten Leben," ſagte er, „nicht etwa, weil es mich befriedigt, ſondern weil ich eine gewiſſe Leere in meinem Herzen dann weniger empfinde. Die ganze Erde gleicht einem großen Wirthshauſe, in dem die Menſchen eſſen und zechen und rumoren, aber an's bezahlen denkt Niemand. Sie leben ſo fort, bis endlich der Tod ſie zur Thür hinaus wirft. Ich gehe auch in dies Wirthshaus, obſchon das ganze Getreibe mir zuwider iſt, weil ich mich nicht ewig auf der Lebens-Landſtraße umhertreiben mag und weil," ſetzte er mit Ernſt hinzu, „mir ſo eine trauliche Hütte, ein Menſchenherz fehlt wie Dir, Albert. Ich glaube, wenn ich eine Braut oder Frau hätte, ich würde mich auch vom Leben, von den Menſchen zurückziehen und mir meinen eignen kleinen Himmel bauen und doch vermag ich den Schritt nie zu thun, ich kann mich nicht binden, und das Gefühl, für immer gebunden zu ſein, würde mir den heiterſten Himmel ſchwül machen und mit Wolken überziehen. Ich fühle mich nur dann wohl, wenn ich ſtets den Weg vor mir offen ſehe, und iſt mir auch

dieſer vertreten, ſo muß ich wenigſtens wie ein Fuchs noch eine geheime Hinterthür haben, und ich weiß ſehr wohl, eine Ehe, wie ich ſie mir denke, geſtattet keine Hinterthür, auch glaube ich, ich bin zu ehrlich, daß ich einer Frau gegenüber mir eine ſolche offen halten würde, aber grade deshalb kann ich auch nicht heirathen."

Trotz allen Humors trat bei Schröter in ſolchen Augenblicken ein Anflug von Schwermuth hervor und er litt nicht, daß Albert ihn aus dieſer Stimmung zu reißen verſuchte.

„Laß mir meine Gedanken und meine Stimmung," rief er, „ſie ſind ja das Einzige, was ich ganz mein eigen nennen kann, und ſie ſind mir zu lieb, um ſie mir nehmen zu laſſen. Das Leben wäre ja eine wirkliche Tyrannei, wenn man ihm ſogar ſeine Gedanken zum Opfer bringen ſollte, es iſt ſchlimm genug, daß es uns faſt alle Ideale raubt und uns die Trümmer derſelben gleichſam hohnlachend vor die Füße wirft. Wie oft verſuchen wir, aus dieſen Trümmern das einſt ſo hohe und ſchöne Bild wieder zuſammenzuſetzen, aber die Steine bröckeln unter unſeren Händen auseinander und nichts als Staub, ſterblicher Staub und Aſche bleiben zurück. Es giebt keine ſchlimmere Folterbank als die theuerſten Ideale vor ſeinen Augen zertrümmern zu ſehen, denn die Trümmer begraben zugleich den Muth und die Hoffnung zu leben unter ſich." —

Das ökumenische Concil.

Auf dem Studier- und Empfangszimmer des Consistorialraths Bürger waren die Frommen des Landes versammelt. Pfarrer Otto war unter ihnen und führte als Schwiegersohn des Consistorialraths mit diesem abwechselnd das Wort. Den Gegenstand des allgemeinen Interesses und des Gesprächs bildete die in einer Stunde zu eröffnende Versammlung der Missionsfreunde. Bürger und Otto bemühten sich, denjenigen der anwesenden Pfarrer, welche über den eigentlichen Zweck der Versammlung noch nicht genügend unterrichtet waren, denselben auseinander zu setzen.

„Wir müssen uns enger zusammen schaaren, meine Herren Collegen," sagte Bürger mit gewinnendem milden Tone, „ich weiß, daß unsre Partei eine sehr starke im Lande ist, aber sie ist noch nicht stark genug. Sie hat ihre Gegner nicht zu fürchten, aber es ist schlimm genug, daß sie noch Gegner hat; es ist unsre Pflicht, daß wir gegen den Rationalismus, der sich als Antichrist in den Tempel des Herrn einzudrängen bemüht, mit dem ganzen Geiste des Glaubens kämpfen. Wir wollen die Lehre unsres Heilandes gleichsam in einem neuen Symbolum zusammenstellen und dies als Siegesfahne im Kampfe gegen die Irrgläubigen vorantragen. Wir wollen die Irrgläubigen, so weit es nur möglich ist, von den Wohlthaten der christlichen Kirche ausschließen, sie haben kein Recht dazu, weil sie den Namen des Heilandes mit Unrecht tragen."

Die Pfarrer ſtimmten den Worten ihres Conſiſtorialraths bei.

„Es iſt mir gelungen," nahm Otto das Wort, „zu erforſchen, daß mehre unſrer Gegner die heutige Verſammlung beſuchen werden; wer an der Spitze derſelben ſteht, habe ich nicht erfahren können, doch glaube ich nicht, daß ſie es wagen werden, irgend ein Wort uns zu erwidern, ja ich freue mich ſogar darüber, daß ſie anweſend ſind und mit eigenen Ohren vernehmen, wie über ſie der Stab gebrochen wird."

Weil Conſiſtorialrath Bürger auf die Worte ſeines Schwiegerſohnes nichts antwortete, ſo hielten es die anweſenden Herren Pfarrer für zweckmäßig, auch nichts zu entgegnen. Die zum Beginn der Verſammlung feſtgeſetzte Stunde nahte, und die Anweſenden begaben ſich zu derſelben. —

Paſtor Binder, Candidat Schröter und Albert Richter, ſo wie noch einige wenige ihnen befreundete und ihre Glaubensrichtung theilende Pfarrer, meiſt Männer mit ſchon ergrauten Köpfen, hatten ſich frühzeitig in der Kirche, dem Orte der Verſammlung, eingefunden, und ihren Platz ſo gewählt, daß ſie dem Altar gegenüber und nebeneinander ſaßen.

„Ich glaube wir werden heute einen ſchweren Standpunkt haben, meine Freunde," ſagte Paſtor Binder, indem ſein Blick über die geringe Zahl der ihm befreundeten Männer glitt, „aber ich denke, es braucht ſich keiner von uns zu fürchten. Wir ſind nicht unſeretwegen hieher gekommen, wir bilden keine Partei und wollen keine bilden, denn Das, was uns vereint, iſt unſer

gemeinschaftliches Streben für Wahrheit und Recht, und beides muß in der Brust eines jeden rechtschaffenen Mannes wohnen. Wahrheit und Recht," wiederholte er mit Nachdruck, „sollen das Einzige sein, was uns leitet, und ich glaube mich in keinem von Ihnen zu täuschen, wenn ich voraussetze, daß jeder diesem Ziele Alles opfern wird!"

„Wir werden es," sagte Schröter unwillkürlich.

„Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, junger Freund. Wünschen Sie auch zu reden, so mache ich Sie darauf aufmerksam, Ihren Namen frühzeitig bei dem Protokollführer zu melden."

Schröter, wie mehre der Pfarrer befolgten den Rath Binder's. — Die Versammlung begann mit dem Gesange eines Chorals, dem die Predigt oder Hauptrede des Consistorialraths Bürger folgte.

Bürger sprach sich in seiner Rede über den eigentlichen Zweck der Versammlung aus. Wir kennen ihn. Er schilderte den Rationalismus oder vielmehr die Vertreter desselben mit den schwärzesten Farben. „Sie sind keine Christen, sie gehören nicht zur christlichen Kirche," rief er laut und definirte den Begriff Kirche mit näheren Worten.

Pastor Binder hatte nach Bürger das Wort. Mit ruhigem Ernste sprach er seine Ansicht über den Begriff und die Bedeutung der Kirche aus und begründete sie aus der Lehre Christi selbst. Natürlich ward Bürger's Definition durch Binder's Worte gradezu widerlegt, und allgemeiner Unwille war auf den Gesichtern aller Frommen zu lesen. Binder sprach möglichst milde, aber

mit einer Bestimmtheit und Klarheit, er begründete jedes seiner Worte so vielseitig, daß die ganze Partei der Frommen die Bedeutung dieses Gegners sehr wohl erkannte.

„Ich werde ihm entgegentreten," sprach Otto zu seinem Schwiegervater, als Binder zu reden aufgehört hatte, und Otto trotzte auf seine Stellung als Schwiegersohn des Consistorialraths. Er wußte, daß Binder mit Schröter und Albert befreundet war, und den ganzen Haß, den er gegen jene empfand, hatte er auch auf Binder übertragen. Er wollte ihn demüthigen, er wollte mit seiner Stellung prahlen und er wählte in seiner Rede die schroffsten, härtesten Worte. Auch er ließ sich auf die Bestimmung des Begriffes Kirche ein und zog die Grenze mit aller Engherzigkeit und Einseitigkeit, welche ein eines jeden vernünftigen Grundes entbehrender Fanatismus eingiebt. „Es giebt nur eine Kirche," rief er laut, „und die Zahl Derjenigen, welche zu ihr gehören, ist gering. Diese eine Kirche, in der allein Seligkeit ist, ist nicht allein auf die Lehre Christi, auf die Worte Luther's gebaut, sondern die ganze Bibel mit ihren Wundern und Offenbarungen Gottes, das Blut und die Wunden unsres Heilandes, des Herrn Jesu Christi, der am Kreuze auf dem Berge Golgatha für unsre Sünden den unschuldigen Tod gestorben — sie bilden die Kirche, und wer nur ein Titelchen von all Jenem abweicht, wer nur ein Titelchen von Jenem nicht glaubt, der gehört nicht zur Kirche, und die Zahl dieser ist groß. Sie gehören nicht zur christlichen Kirche, sie haben keinen Anspruch auf den Himmel und die

Seligkeit des Heilandes, ſie ſind keine Chriſten, ſondern: Ketzer, Sectirer, Rotten und Schuppen des Teufels, ſie ſind verdammt und verflucht für ewige Zeiten!“

Otto hielt nach dieſen Worten inne, blickte wie ein Sieger umher und beachtete den Eindruck, den ſeine Rede hervorgerufen hatte. Sein Blick traf das Auge Schröter's, das blitzend auf ihn gerichtet war. Otto ſuchte vergeblich dieſen Blick auszuhalten, aber er vermochte es nicht und mußte ſein Auge abwenden. Offenen Beifall fand er von ſeiner Partei, ja ſie gab ſelbſt im Gotteshauſe denſelben durch laute Ausrufungen zu erkennen, und der Fanatismus derſelben machte ſich unverhohlen Luft. „Fort mit den Irrgläubigen aus unſrer Mitte! Fort mit den Teufelsſchuppen und Teufelsbraten!“ tönte es von verſchiedenen Seiten, und es fehlte nicht viel, ſo würde ſelbſt die Heiligkeit des Gotteshauſes die Frommen nicht mehr zurückgehalten haben, an Binder und ſeine wenigen Freunde Hand zu legen und ſie zur Thür hinaus zu werfen. Aber die Ruhe und der Ernſt des kleinen Paſtor Binder hielt ſie von jedem thätlichen Schritte zurück. Binder hatte ſich erhoben, feſt und ruhig ſtand er da und blickte ſeinen Gegnern ohne zu zucken in die Augen. Er fürchtete ſie nicht, und in ſeinem Blicke lag die größte Verachtung. Kein Wort kam über ſeine Lippen. Er würde die Kirche verlaſſen haben, weil das ganze Treiben in derſelben ihm zuwider war, aber er fühlte, daß ſeine Gegner ihm dieſen Schritt als Feigheit, als Muthloſigkeit für ſich und ſeine Sache auslegen würden. Er blieb.

Durch die Verwirrung und den Aufruhr der Ver-

ſammelten hindurch bahnte ſich der Conſiſtorialrath Ellis einen Weg, um zu dem Altare zu gelangen und von dort aus zu reden.

„Still, ſtill,“ tönte es hinter Binder und den Seinen, „jetzt kommt der Abt, der Conſiſtorialrath Ellis, der wird es ihnen ſagen,“ und Schweigen herrſchte ringsum.

In den Mienen des Conſiſtorialraths Ellis war die größte Aufregung zu erkennen. Seine in der letzten Zeit ſo hinfällige und gebeugte Geſtalt ſtand wieder kräftig und ſtolz vor dem Altare. Er fühlte wieder die alte Kraft in ſich, mit der er ſo oft ſeine Gegner niedergeſchmettert hatte. Zürnend, drohend, ſtrafend hatte er ſeinen Arm erhoben und ausgeſtreckt, ſchon öffnete er den Mund, um ein Anathema über alle Diejenigen, welche nicht der orthodoxen Partei angehörten, auszurufen, da erhob ſich Schröter und ſein funkelnder Blick traf mit dem des Conſiſtorialraths Ellis, der ihn bis dahin noch nicht bemerkt und von ſeiner Gegenwart keine Ahnung gehabt hatte, zuſammen. Erſchrocken zuckte Ellis zuſammen, das Wort erſtarb auf ſeiner Lippe und kraftlos ſank der erhobene Arm zurück. Starr war ſein Blick auf Schröter gerichtet, wie auf ein Geſpenſt, er wollte reden, aber die Stimme verſagte ihm, denn er hatte Schröter's drohenden Blick nur zu wohl verſtanden. Ellis ganze Kraft war in dem Augenblicke gebrochen, alle Farbe wich aus ſeinem Angeſichte, und ohne ein Wort geredet zu haben trat er mit wankenden Schritten von dem Altare zurück.

Mehre Pfarrer ſprangen ihm beſorgt zu Hülfe, aber

er lehnte ihren Beiſtand ab und verließ die Verſammlung. Staunen und Unwille herrſchte ringsum. Auf Ellis hatten die Orthodoxen ihre größten Hoffnungen gebaut, ſie kannten ihn und ſeine Strenge und nun waren ſie ſo ſchnell enttäuſcht und ihrer ſicherſten Stütze beraubt. Das plötzliche Unwohlwerden des Conſiſtorialraths vermochten ſie ſich um ſo weniger zu erklären, als derſelbe voller Kraft und voll Eifer für ſeine Partei zum Altar geſchritten war. Daß Schröter ſich erhoben hatte und die Urſache des ganzen Vorfalls war, hatte faſt Niemand bemerkt, da aller Augen auf Ellis gerichtet waren.

Nur Binder und Albert, welche unmittelbar neben Schröter ſaßen, war nicht entgangen, welchen Eindruck ſein Aufſtehen und ſein Blick auf den Conſiſtorialrath hervorgebracht hatten.

„Was iſt das, Freund, was iſt das?“ fragte Binder Schröter voller Erſtaunen, „wie ging das zu, ich begreife es nicht?“

Aber ohne auf die Frage zu antworten, ſagte Schröter: „Jetzt iſt die Reihe an mir,“ und er trat hervor und vor den Altar, um zu reden.

Ein Murmeln des Unwillens lief faſt durch die ganze Verſammlung, als der Candidat daſtand, und wurde immer lauter und lauter. Schröter bemerkte es ſehr wohl, aber ohne im Geringſten die Faſſung zu verlieren, ſtand er an den Altar gelehnt ruhig da, blickte prüfend und mit feſtem Auge auf die Verſammelten, um abzuwarten bis das Murmeln ſich gelegt habe.

Aber der Unwille ſeiner Gegner ward immer lau-

ter, zumal da Pfarrer Otto ihn noch mehr erregte. „Wie kann ein Candidat," rief er ziemlich laut und vernehmbar, „wagen, in dieſer Verſammlung reden zu wollen, ein Candidat, der ohne dies nicht in dem beſten Rufe ſteht. Er iſt ein Irrgläubiger, ein Rationaliſt, ein Freigeiſt!" Dieſe Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, und ſelbſt Diejenigen, welche bis dahin ruhig geweſen waren, weil ſie Schröter nicht kannten, gaben jetzt offen ihre Unzufriedenheit kund.

Schröter verſuchte zu reden, aber ſeine Worte wurden mit lautem Ziſchen empfangen und übertönt. Paſtor Binder erhob ſich und blickte mit bitterſtem Unmuth um ſich. „Kommen Sie," rief er Schröter zu, da er in ſeiner Nähe ſtand, „kommen Sie, Sie verſchwenden jedes Wort unnütz;" aber Schröter lehnte dieſe Aufforderung mit einem kopfſchüttelnden Lächeln ab und ſchien in größter Ruhe und Faſſung abwarten zu wollen, bis ringsum Ruhe herrſche und er fortzufahren im Stande ſei.

Während der Zeit hatte Pfarrer Otto ſeinen Schwiegervater auf das Heftigſte bedrängt, daß er vortreten und dem verhaßten Schröter kraft ſeines Amtes und ſeiner Stellung unterſagen, in der Verſammlung zu reden, und ihn anweiſen möge, von dem Altar zurückzutreten. Otto ſelbſt hatte nicht den Muth, Schröter offen entgegen zu treten.

Conſiſtorialrath Bürger gab endlich Otto's Bitten nach und trat vor. „Es iſt nicht Sitte," ſagte er mit lauter Stimme, „daß Candidaten in dieſer Verſammlung meiſt würdiger Geiſtlicher und Diener der Kirche,

aufzutreten und zu reden ſich anmaßen; ich fordere Sie auf, Herr Candidat Schröter, von dem Altar zurück zu treten und dieſe Verſammlung zu verlaſſen.“

Ruhig hatte Schröter den Conſiſtorialrath ausreden laſſen. „Es iſt nicht Sitte,“ fragte er mit bitterem Lächeln, „daß Candidaten hier reden, und doch weiß ich, daß Ihr Herr Schwiegerſohn, als er noch Candidat war, wiederholt in dieſen Verſammlungen und an dieſer Stelle geredet hat, und daß Sie nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn Ihnen dieſes überhaupt zukommt,“ ſetzte er mit Nachdruck hinzu.

Bürger erblaßte vor Zorn und ſchien in dem Augenblick nicht zu wiſſen, was er erwidern ſollte. „Schweigen Sie und verlaſſen Sie dieſe Verſammlung,“ rief er mit äußerſter Heftigkeit, „kraft meines Amtes als Conſiſtorialrath und Ihr Vorgeſetzter befehle ich es Ihnen!“

Schröter blieb unerſchütterlich ruhig und daſſelbe halb ironiſche Lächeln wie früher ſchwebte um ſeinen Mund. „Ich weiß nicht,“ entgegnete er, „in wiefern ſich Ihr Amt auf dieſe Verſammlung erſtreckt, und weiß noch viel weniger, in wiefern Sie mein Vorgeſetzter ſind, da ich bis jetzt noch nicht zu den Dienern der Kirche gehöre; ich weiß aber, daß hier ein Jeder, der an der Sache der Verſammlung Theil nimmt, auftreten und reden kann, und nehme deshalb nur ein mir zuſtehendes Recht in Anſpruch!“

Bürger vermochte in ſeiner Wuth nichts zu erwidern, aber bereitwillig übernahmen dies alle anweſenden Frommen durch lautes Ziſchen und den Ruf: „Fort, fort von dem Altare, fort aus der Kirche!“

Jetzt sah Schröter ein, daß es thöricht sein würde, länger zu widerstreben, da er nicht hoffen konnte, noch ein einziges Wort ungestört zu reden. Er trat deshalb von dem Altare zurück und mit ihm verließen Pastor Binder, Albert und ihre wenigen Freunde das Gotteshaus und die Versammlung.

Binder schien ganz bestürzt zu sein. „Sie haben sich heute jede Zukunft abgeschnitten," sprach er zu Schröter; „daß es so kommen würde, habe ich nicht geahnt, sonst wären wir gar nicht hingegangen um Ihretwillen.

„Aengstigen Sie sich nicht meinetwegen. Die Idee Pfarrer zu werden habe ich längst aufgegeben, und selbst wenn ich sie noch hätte, wollte ich trotz aller jener Herren binnen einem halben Jahre Pfarrer sein. Glauben Sie dies?"

„Ich glaube Ihnen Alles," erwiderte Binder, „nachdem ich bemerkt habe, wie Ellis, sobald er Sie erblickte, außer Stande war, nur ein einziges Wort zu reden; ich glaube Ihnen Alles, aber begreife nichts davon."

„Ich kann und darf Ihnen nichts weiter sagen, weil mein Wort und auch meine Vorsicht mich binden. Ich selbst bin bei Allem wenig betheiligt; was mir auf Ellis Einfluß verschafft, ist die Macht und die Furcht seines eigenen Gewissens und eigentlich dies noch nicht einmal, sondern die Furcht vor einer stärkeren Macht, die Furcht vor dem öffentlichen Urtheile. Das eigne Gewissen läßt sich zurückdrängen und beschwichtigen, aber unbeschränkt und gerechter ist die Macht des öffentlichen Urtheils und dies fürchten die meisten Menschen

noch mehr als ſelbſt Gottes Urtheil, denn ſie verkriechen ſich nur zu gern hinter dem Glauben an die grenzenloſe Gnade Gottes und glauben durch dieſen Glauben einen Freibrief für alle Schandthaten und Schlechtigkeiten zu haben.“

Das kleine Häuflein der Irrgläubigen verbrachte noch mehrere Stunden mit einander. Es that ihnen wohl, ſich gegenſeitig offen ausſprechen zu können, und es thut ja überhaupt einem jeden wahren Menſchen wohl, wenn er ſich in der Mitte rechtſchaffener Gleichgeſinnter befindet. Es iſt da als ob die Geiſter und Herzen gegenſeitig ineinander wüchſen und als ob jedes Fältchen darin geglättet und ausgeſöhnt würde. Schröter hatte ſich von Allen in der Verſammlung wohl am wenigſten geärgert, er hatte ziemlich beſtimmt vorausgeſehen, daß es ſo kommen würde und war deshalb darauf gefaßt geweſen. Er war nun wieder der alte heitere Menſch, obſchon Albert, und auch wohl nicht mit Unrecht, zu bemerken glaubte, daß ſich ſeit einiger Zeit in ſeine Heiterkeit häufig ein bitterer, ironiſcher Zug, nicht gegen Andre, ſondern gegen ſich ſelbſt miſchte, und dies ſchmerzte ihn um ſo mehr, da er dieſen Zug von ſeinem Freunde nicht fern zu halten vermochte. Wie gern hätte er in ſeine eigne Bruſt gegriffen und hätte ihm von dem innern Frieden mitgetheilt, den er in derſelben trug.

„Während wir hier ſo gemüthlich ſitzen,“ ſprach Schröter, „und gegen Jedermann, ſelbſt gegen unſer eignes ſchwaches Fleiſch friedlich geſinnt und letzteres zu ſtärken verſuchen, wird in der Kirche vielleicht gerade

das Anathema über uns Sectirer, Ketzer und Teufelsschuppen ausgesprochen. Ich glaube sie excommuniciren uns sämmtlich in ihrem Ingrimme; ich wünschte doch, ich wäre in der Versammlung geblieben, um alle die sauberen Späßchen und frommen Reden mit anhören zu können."

Und in der That ward während der Zeit in der Versammlung der Orthodoxen, die nun völlig ungestört waren, ein schweres Gericht über die Ketzer und Rationalisten gehalten. Ankläger und Richter waren dieselben Personen. Der Stab ward schon gebrochen, ehe der Kläger Zeit gewonnen hatte, seine Klage ganz vorzubringen. Der wildeste ungerechteste Fanatismus war in der Versammlung entfesselt. Man gelobte sich gegenseitig, Alles aufzubieten, um solche Männer wie Schröter und Albert Richter von jedem Dienste und Amte in der christlichen Kirche fern zu halten, und solche Männer wie Binder zu entfernen. Pastor Otto that sich vor Allen durch seine Frömmigkeit und die blinde Wuth seines Fanatismus hervor. —

Als am Nachmittage — schon senkte sich die Sonne gen Westen und die Schatten wurden länger — die in der Versammlung anwesend Gewesenen sich auf den Heimweg begaben, schritt auch Schröter an dem Abhange eines Berges allein dahin. Er hatte sich so eben von seinem Freunde und dem ihm lieb gewordenen Pastor Binder getrennt, er war bis dahin heiter und lustig gewesen, aber doppelt einsam fühlte er sich nun und schritt in tiefen Gedanken langsam weiter. Er dachte an seine Vergangenheit, an seine Zukunft, und vor Allem lag

die Gegenwart drückend auf ihm. Aeußere Sorgen waren ihm fern, da sein väterliches Erbtheil seine Zukunft reichlich sicherte. Auf eine Pfarre hoffte er nicht. Ein solches Amt stand mit seinen Ueberzeugungen in einem zu großen Widerspruche und er war viel zu ehrlich und rechtschaffen, als daß er diesen Widerspruch durch fromme Heuchelei hätte verbergen mögen. Er fühlte eine innere Leere in sich. In seinem Innern brannte ein helles, thatkräftiges Jugendfeuer, er stand in den Jahren der besten Manneskraft und verbarg sich nicht, daß dieses Feuer nutzlos verbrenne. Er sehnte sich nach einem Wirkungskreise, wo er seine Kraft anwenden, nützlich anwenden könnte. Unglückliche Lebensverhältnisse hatten ihn von einem solchen Wirkungskreise fern gehalten, und jetzt war er zu verwöhnt, um sich in die Fessel eines Amtes zu fügen. Er wollte wirken, nützlich sein, aber frei nach seinem eigenen Gefallen.

Solche Gedanken füllten auch jetzt seine Phantasie, als er in den Weg eines schattigen Gehölzes einbog. Er setzte sich nieder, den Kopf auf die Hand gestützt. „Glücklicher Albert," sprach er zu sich selbst. „Du hast ein Lebensziel, einen Lebensberuf, Du kannst und darfst für Andere sorgen, kannst Dir Deinen eignen Herd aufbauen, während ich wahrscheinlich zeitlebens auf den Landstraßen des Lebens einherlaufen muß; ein kleines Stück eines ewigen Juden, der nur dann und wann zum Morgen- und Abendgruß bei einem Freunde einkehrt, um sogleich wieder Adieu zu sagen, weil so trautes Leben nicht für ihn geschaffen ist. — Und doch," setzte er hinzu, „war auch für mich einst die Möglich-

keit, daß ich ein gleich glückliches Loos, wie es Dir beſchieden iſt, errungen hätte. Ich ſtand an derſelben Pforte wie Du, ich hatte irdiſche Vorzüge vor Dir voraus, ich träumte ebenſo glücklich wie Du, wohl noch glücklicher, weil ich unabhängiger von den Menſchen war — die Pforte that ſich auf, Du gingſt hinein in den Tempel des Glückes, und ich — ich mußte meinen Wanderſtab weiterſetzen, um nie wieder einzukehren."

Er preßte die Bruſt mit beiden Händen zuſammen und ſtarrte an die Erde.

„Wenn Du wüßteſt, Du alter Freund," fuhr er fort, „wie es in dieſem Würfelkaſten des menſchlichen Glücks und Elends, Deinetwegen ſchon gepoltert und rumoret hat, wie ich Deinetwegen faſt Alles, Alles hinausgeworfen und nur die Freundſchaft allein noch auf die alte morſche Bank des Herzens geſetzt und ihr zum Fußſchemel höchſtens ein kleines, halb verſchimmeltes Päckchen Erinnerung gelegt habe — ja, Dir würde auch nicht ſo leicht um's Herz ſein. — Es ging nicht anders. Ich habe meinen eignen Lebenspaß unterſchrieben und mit feſtem Entſchluß beſiegelt, nun heißt es weiter gewandert und nicht gemuckſt, bis ich einſt ankomme in der großen Herberge, wo ſie Einen mit Erde zudecken und die Polizei den Wanderpaß für immer behält."

Schröter ſtand auf, um ſeinen Weg fortzuſetzen, da erblickte er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen wenige Schritte von ſich entfernt den Pfarrer Otto. Dieſer hatte ihn nicht früher bemerkt, als bis er ſich erhoben hatte. Unwillkürlich und erſchrocken blieb Otto

ſtehen. Eine flüchtige Bläſſe überflog ſein Geſicht, aber ſchnell faßte er ſich und kam mit freundlicher Miene auf Schröter zu.

„Das iſt mir ſehr lieb, lieber Schröter, daß ich Dich hier treffe, und wir unſern Weg mit einander fortſetzen können," ſagte er mit freundlichen Worten. „Ich hatte ohnedies gewünſcht, Dich heute noch zu treffen, um Dich über den mir ſo ſehr unangenehmen Vorfall mit meinem Schwiegervater heute Morgen beruhigen zu können. Ich habe Alles aufgewandt, um meinen Schwiegerpapa, der allerdings ſehr aufgebracht über Dich war, umzuſtimmen und Dir wieder geneigt zu machen, wie es Chriſten geziemt."

Schröter hatte Otto ruhig ausreden laſſen. Er blieb ſtehen, als Otto ſeine Worte beendet hatte, ſah ihm feſt in's Auge und erwiderte mit beſtimmter, ruhiger Miene: „So! — Ich muß Sie bitten, Herr Otto, daß Sie mir gegenüber und zumal unter vier Augen alle erheuchelte Vertraulichkeit und Freundſchaft fallen laſſen. Ich denke, wir wiſſen beide, wie wir mit einander ſtehen und was wir von einander zu erwarten haben. Ich dächte, Sie wüßten, daß ich Sie zu gut kenne, um nicht Ihren Worten und Ihrem Benehmen den richtigen Sinn unterzulegen; ich kenne Ihre Fürſprache für mich und würde mir dieſelbe, auch wenn Sie aufrichtig gemeint wäre, verbitten, da ich derſelben nicht bedarf."

Otto ſchwieg einen Augenblick, als er geſehen hatte, daß ſeine Liſt ihm wenig geglückt war. Es lag ihm aber Alles daran, Schröter, ſo lange er mit ihm allein

war, nicht zu reizen, und er versuchte deshalb einen anderen Weg.

„Sie schlagen mein altes freundschaftliches „Du" aus?"

„Ich habe Ihnen bereits früher gesagt," erwiderte Schröter ernst, „daß ich nur für meine Freunde das „Du" bewahre."

„Sie sind mir böse, ich weiß es, weil ich die Stelle in B. erhalten und, ich will es offen gestehen, gegen den guten Albert Richter eine kleine Intrigue gespielt habe, aber es lag mir Alles daran, um die Stelle in B. zu erhalten, und ich werde alles Mögliche thun, was in meinen Kräften steht, um Richter dafür zu entschädigen."

„Ich wiederhole es noch einmal," entgegnete Schröter etwas heftig, „daß ich mir alle fromme und freundschaftliche Heuchelei von Ihnen verbitte. Ich kenne Ihren Schurkenstreich gegen Richter, ich weiß, daß Sie ihn stets fortgesetzt haben, und wünsche, wenn Sie mich nicht auf das Aeußerste erbittern wollen, meinen Freund nicht weiter zu erwähnen."

„Gut, wie Sie wünschen!" warf Otto mit stolzem Tone hin.

„Sie werden sich," fuhr Schröter fort, „noch jenes Abends erinnern, wo ich Sie bei Richter traf, und werden auch Ihre Worte: „wir werden uns wieder sprechen," nicht vergessen haben. Ich habe mich schon lange nach einer Gelegenheit gesehnt, mit Ihnen zusammenzutreffen, um mir die nähere Erklärung jener

Worte zu erbitten. Ich meine jetzt wäre die Gelegenheit dazu."

In ziemlicher Verlegenheit, in feiger Furcht trat Otto einen Schritt zurück und blickte voll banger Erwartung nach einem Seitenwege, den sie sogleich einschlagen mußten.

„Ich bitte Sie um die Erklärung jener Worte," wiederholte Schröter, „bitte, was haben Sie mir zu sagen?"

Wiederum blickte Otto verlangend nach dem Seitenwege. „Dort kommt mein Knecht," rief er plötzlich, sichtbar erfreut und erleichtert, mit der Hand auf einen daher kommenden Mann zeigend.

„Was kümmert mich Ihr Knecht, ich bitte Sie um Erklärung Ihrer Worte!"

„Er soll mich gegen Sie schützen," rief Otto, der nun wieder Muth gewonnen hatte, als der Knecht in seiner Nähe war.

„Verachtungswürdiger, feiger Mensch," entgegnete Schröter mit aller Verachtung, die ihm zu Gebote stand, „glauben Sie nicht, daß ich meine Hand für zu gut und zu ehrlich halte, um Sie damit anzurühren!"

„Heinrich," rief Otto dem Knechte zu, „schütze mich gegen diesen Menschen."

„Nichtsnutzer Schurke und Heuchler," rief Schröter aufgebracht, „glauben Sie den Menschen gut genug dressirt zu haben, um ihn wie einen Hund auf mich zu hetzen! — Sie haben gesagt, wir werden uns wieder sprechen, und haben nicht den Muth, mir darauf zu entgegnen; aber wir werden uns wieder sprechen, nicht

unter vier Augen, ſondern öffentlich, vor dem allgemeinen Urtheile, und da werde ich Sie entlarven als einen niederträchtigen Heuchler!“

Ohne Otto weiter eines Blickes zu würdigen, ſchritt Schröter weiter. Otto folgte ihm in der Ferne. Er haßte viele Menſchen, aber keinen ſo ausſchließlich als Schröter. „Nicht Dich allein,“ rief er ihm im Innern nach, „auch Deinen Freund Albert ſammt Paſtor Binder werde ich vernichten, ich werde Alles daran ſetzen und wir wollen ſehen, wer ſiegt.“

Das Präludium der Ehe.

„Die Ehe,“ ſagt Jean Paul, „überbaut die poetiſche Welt mit der Rinde der wirklichen, wie nach Descartes unſre Erdkugel eine mit einer ſchmutzigen Borke überzogene Sonne iſt.“ — Aber die Ehe iſt mehr als eine proſaiſche Lebensrinde, „ſie ſchafft,“ wie Kotzebue ſagt, „aus zwei Weſen eins, während die Liebe ſie nur aneinander knüpft.“ Die Ehe iſt für den Unverheiratheten ein lockendes, Sehnſucht erregendes Ding, das ihn anzieht, wie der Erkenntnißbaum die Eva im Paradieſe, ſie gleicht, nach Montaigne, einem Vogelbauer, denn die Vögel, welche nicht darin ſind, wollen mit aller Gewalt hinein, und die, welche darin ſind, wieder heraus. Paſſender noch bezeichnete Schröter in ſcherzhafter Laune die Ehe, er nannte ſie die allgemeine

Tretmühle häuslicher Sorgen, oder er gebrauchte auch die Worte der Ida Hahn-Hahn und nannte sie „ein Institut, um mit Anstand Kinder zu bekommen.“ — Die Ehe ist für einen Jeden verschieden, für den Sentimentalen und Schwärmer ist sie eine Rosenhecke, welche seinen Lebensgarten einfaßt, der sinnliche Mensch erblickt in ihr nur das Ehebette, der trockne Verstandesmensch sieht sie als ein gesellschaftliches Institut an, in welchem die Lebenssorgen zu gleichen Theilen vertheilt werden, der stoische Philosoph tritt in die Ehe als in eine Strafschule, in der des Lebens Leidenschaften abgekühlt werden, der Vernünftige will in ihr nur seine Liebe austauschen, den Humoristen lockt es, in der Ehe einen Geschmack von weiblichen Launen zu bekommen, „die,“ wie Jean Paul sagt, „so viel Pferdestaub und Dornen in das Ehelager säen, daß oft der Satan darauf liegen möchte,“ der Schulmeister schließt das Ehebündniß, weil er hofft aus seinen Kindern Musterexemplare seiner pädagogischen Methode zu ziehen, und der Bauer endlich nimmt sich eine Frau, weil er richtig schließt, daß eine Frau und ein Haufen Kinder ihm ein Pferd und mehrere Esel vor dem Ackerwagen ersetzen.

Albert Richter war Schwärmer und vernünftig zugleich; er hatte sich deshalb innig nach dem Augenblicke gesehnt, wo die Hand seiner Bertha für ewig in seine Rechte gelegt wurde.

Dieser Augenblick war vorüber, wo wir unsern Blick nach dem alten Forsthause Waldschloß wenden. Die Thüren des alten Gebäudes waren mit Laub und Blu-

men bekränzt, die Wege ringsum geebnet und gereinigt, und aus dem Innern des Hauſes ſchallte ungebundene Heiterkeit. In dem Zimmer des alten Forſthauſes ſaß eine luſtige kleine Geſellſchaft am Tiſch. Obenan Albert Richter mit ſeinem jungen, ihm eben angetrauten Weibe, zur einen Seite ſaß Albert's Vater mit unendlich viel Glück in den Augen, und an der anderen Seite Bertha's Mutter. Albert's Schweſter, Schröter und Paſtor Binder bildeten den übrigen Theil der kleinen Geſellſchaft. Albert's und Bertha's Heiterkeit glich einem ſtillen, inneren, heimiſchen Entzücken, ihrer Eltern Freude ſpiegelte ſich in dem Glück ihrer Kinder, während die übrigen Drei ihrer Fröhlichkeit ungehindert die Zügel ſchießen ließen. Der Wein hatte Alle erheitert, aber am meiſten ſprudelte Schröter von Witz und Heiterkeit über. Er lachte, ſcherzte, ſang, brachte die luſtigſten Toaſte aus und fand in Paſtor Binder einen faſt gleich luſtigen Nachbar.

Einem aufmerkſamen Beobachter würde es indeß nicht entgangen ſein, daß Schröter's Heiterkeit etwas gewaltſam Erzwungenes hatte und ihr die wirkliche Natürlichkeit fehlte. Ja manchmal grenzte ſie ſelbſt an Wildheit. Albert und die Seinen bemerkten es indeß nicht.

Als die Tafel aufgehoben war, ſchlich ſich Albert mit ſeiner Bertha hinaus. Draußen im Walde ſchien die Abendſonne heimlich ſüß durch die Bäume. Heilige Feiertagsruhe war ringsum, und es war ihnen, als ob in dieſer Stille und Ruhe ſich erſt der Himmel ihres Glückes ganz erſchlöſſe. Arm in Arm wandelten ſie langſam im Walde hin. Sie hatten ja an ihrem eige-

nen Glücke genug und bedurften weiter nichts, als ein Stückchen Erde, groß genug, um auf ihm zu leben und eine Blume am Wege, um ſich vereint über ſie zu freuen.

„Gott hat wunderbar und gütig in unſer Leben eingegriffen," ſprach Albert zu ſeinem jungen Weibe, „wie ein Traum erſcheint mir der Rückblick auf mein vergangenes Leben, und immer und immer taucht Schröter in dieſem Traume als mein Glücksſtern auf. Ihm verdanke ich viel, ja faſt Alles, was ich mein nenne."

Kaum hatte Albert dieſe Worte vollendet, ſo bemerkte er, als ſie um eine Wegecke bogen, zu ſeinem Erſtaunen Schröter auf einer Baumwurzel ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt und ſcheinbar in tiefen Gedanken.

„Ich glaube, Schröter iſt, von ſeiner Heiterkeit ermattet, hieher geflüchtet, um Ruhe zu finden," flüſterte Bertha, „wir wollen ihn überraſchen," und leiſe ſchlichen beide an ihn heran.

Schröter bemerkte ſie nicht, da er ihnen den Rücken zugewandt, daſaß. Lachend berührte Bertha ſeine Schulter und wie vom Blitz getroffen fuhr er in die Höhe. Eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht, als er Albert und Bertha ſich gegenüber erblickte. Er fuhr ſchnell mit der Hand über die Augen, aber er konnte die Thränen nicht verwiſchen, die groß und klar zwiſchen ſeinen Augenlidern hingen.

„Was iſt Dir, Schröter?" riefen Albert und Bertha zugleich; aber er vermochte ihnen nicht zu antworten. Die Bruſt, das Herz ſchien ihm zerſpringen zu wollen,

denn gewaltſam preßte er ſie mit ſeiner Rechten zuſammen.

„Was fehlt Dir, lieber Schröter?“ wiederholte Bertha fragend, indem ſie zutraulich die Hand auf ſeine Schulter legte.

Schröter's ganzer Körper zuckte bei dieſer Berührung, mit einem großen, tiefen Blicke ſchaute er Bertha an, ein Seufzer rang ſich gewaltſam aus ſeiner Bruſt hervor und ohne ein Wort als Antwort zu geben, ſprang er fort, ſeitwärts in's Holz.

Verwundert und fragend blickten ſich Albert und Bertha an.

„Ich habe es lange geahnt,“ ſprach Albert mit innerer Trauer, „daß meinem Schröter Etwas auf dem Herzen liegt.“

„Was kann es ſein?“ fragte Bertha.

„Ich weiß es nicht; treu und offen iſt er mir gegenüber in Allem, nur in ſein innerſtes Herz läßt er mich nie ſchauen. Ich gäbe viel, viel darum, wenn ich es könnte, ich vermöchte ihm vielleicht zu helfen, wie er mir ſo oft geholfen.“

Nicht verſtimmt, aber mit wehmuthvollen Gefühlen und Gedanken über das unerklärbare Leid ihres Freundes kehrten beide langſam zur Förſterwohnung zurück. „Mir iſt es heute,“ ſprach Albert, „als ob in dieſer heiligen Ruhe, in dieſem Stillleben der Natur ringsum ſich nie ein Herz unglücklich fühlen könnte — und doch,“ ſetzte er hinzu, „habe auch ich mich hier ſchon unglücklich gefühlt. Nicht immer verſteht das Auge die Natur ſo, wie ſie zu uns ſpricht, wenn wir glücklich ſind. Das glückliche Auge ſieht in dem tiefen klaren See die

wohlige Frische und Kühle des Grundes, der ihm heimlich lockend entgegen lacht — das Unglück schaut in ihm nur das tiefe kalte Grab für alle Schmerzen."

„Ob auch wir uns hier wohl je unglücklich fühlen werden?" fragte Bertha sich fest an den Arm ihres Gatten schmiegend und ihm in das Auge schauend.

„Nein, wirklich unglücklich kann man sich nur fühlen, wenn man kein Herz hat, dem man sich vertrauen kann."

Als sie in das väterliche Haus zurückkehrten, glaubten sie Schröters Stimme aus dem Zimmer zu vernehmen. Sie traten ein und staunten, als sie ihn wirklich da sitzen sahen. Er scherzte und war heiter wie immer, er lachte ihnen so unbefangen entgegen, als ob er nie traurig ihnen gegenübergestanden hätte. Albert sowohl wie Bertha vermieden es, ihn an den Vorfall im Walde zu erinnern, da Schröter selbst nichts davon erwähnte. Albert konnte indeß nicht unterlassen, Schröter im Stillen zu beobachten, und es blieb ihm nicht verborgen, daß Schröter's Heiterkeit eine erzwungene war, daß er es zu vermeiden suchte, mit Bertha in Berührung zu kommen, allein er schrieb dies einem inneren Schamgefühle Schröter's zu, weil Bertha Thränen in seinem Auge erblickt hatte.

Als die Nacht hereinbrach, vermochten alle Bitten Albert's und der Seinen Schröter nicht zu bewegen, bei ihnen zu bleiben, er ging fort, und als die Sonne im Osten sich über die Erde erhob und ihr goldiges Licht durch die Bäume drang, beschien es einen jungen Mann, der tief im einsamen Walde an dem Fuße eines Bau-

mes saß, den Kopf auf die Hand gestützt. Sein Antlitz war bleich, seine Augen blickten starr und theilnahmlos gegen Alles zur Erde — es war Schröter.

Der Rest des Sommers und der Herbst schwanden für Albert und Bertha in dem Glück ihrer Liebe schnell dahin. Die Bäume hatten längst ihre Blätter abgeschüttelt — sie merkten es kaum, da in ihren Herzen noch Frühling war. Albert's Roman hatte großes Aufsehen erregt, eine zweite Auflage war bereits erschienen. Die Kritik war allgemein voll des Lobes über den unbekannten Verfasser — vielleicht eben weil er unbekannt war. Selbst in Albert's nächster Umgebung wußten oder ahnten nur wenige, daß er der Dichter des Romanes war. Schröter kam jetzt seltener als früher zum alten Försterhause und hielt sich nie längere Zeit dort auf. Er blieb für Albert der alte treue Freund, der er von jeher gewesen war, und sorgte mit fast väterlicher Sorgfalt für Albert's Wohl und Glück. Schröter's Vater war im Herbst gestorben, er stand nun allein, ohne Eltern und Geschwister in der Welt da. Der Wirthschaft, welche er von seinem Vater ererbt hatte, stand er selbst vor, und wenn er auf einige Stunden zum Försterhause geritten war und Albert ihn bat, die Nacht über bei ihm zu bleiben, so erwiderte er stets: „Freund ich bin Wirth, Du weißt es, ich muß meinen Gästen einschenken und darf nicht so lange aus dem Hause bleiben." Dabei war er aber in Wirklichkeit sehr wenig zu Haus. Sein thätiger schaffender Geist gönnte ihm wenig Ruhe, bald war er hier, bald

dort und trotzdem leitete er seine Wirthschaft mit vielem Geschick und mit großer Entschlossenheit.

Albert rieth ihm einst, die Wirthschaft zu verkaufen und zu ihm zu ziehen, aber Schröter willigte nicht ein. „Quod non, Freundchen," erwiderte er, „ich fühle mich viel zu sehr als guter Wirth, als daß ich Deinen Rath befolgen sollte. Ein Wirth ist überdies ein sehr nützliches Instrument für die menschliche Gesellschaft, weil die Wirthshäuser nützliche Institute sind. Alle ehe- und lebensmüden Menschen, alle durstigen Seelen kehren in ihnen ein und finden, was sie suchen. Das Wirthshaus ist ein freier Gemeinplatz für alle Geister, in ihm ist ein Jeder frei und Herr, denn in ihm kann er für sein Geld befehlen, wenn auch nur dem Kellner. Ja," setzte er lächelnd hinzu, „wenn ich ein Schriftsteller wäre, der Romane schreibt, so würde ich nur in einem Wirthshause leben, weil man in ihm am leichtesten und besten die Menschen kennen lernt, Arm und Reich, Hoch und Niedrig. Ich will Dir von jedem Gaste, der bei mir zum ersten Male einkehrt, sagen, was für ein Geisteskind er ist, und will Dir aus seinem Benehmen sein ganzes Lebensschicksal erzählen. Wer daheim unter dem strengen Befehle seiner sokratischen Ehehälfte steht und ihr gegenüber das geduldigste Schaaf ist, der befiehlt im Wirthshause dem Kellner am meisten, denn einmal im Leben muß der Mann sich Herr und frei fühlen, einmal will er auch befehlen, und hat er keinen Hund, so thut er es im Wirthshause."

Mit Pastor Binder kam Schröter öfter zusammen und besprach sich mit ihm über die kirchlichen Zustände

des Landes, denn dieſen und namentlich den Orthodoxen wandte er ſtets eine große Aufmerkſamkeit zu, da ſie zu eng mit dem Wohl und Wehe ſeiner innigſten Freunde verknüpft waren.

Ein Stück aus dem Leben der Armen.

Draußen deckt Schnee und Winter die Erde. Reif hängt an den Bäumen und Zweigen wie Winterblüthen. Der Schnee kniſtert und pfeift unter den Rädern der Wagen und den Tritten der Menſchen. Es iſt Sonntag, aber die Feiertagsruhe miſcht ſich mit der Stille in der Natur zu einer weiten Leere und Einſamkeit. Die Menſchen tragen ihre Feiertagsgedanken nicht hinaus in die Natur, denn das große Gebetbuch, welches der Schöpfer im Frühling, Sommer und Herbſt vor den Augen der Menſchen aufgeſchlagen hat, iſt für den Alltagsmenſchen zugemacht; ihm erſcheint die ſchneeige Winterdecke wie eine tabula rasa in dem Geſetzbuche der Natur. Nur der ſinnige Geiſt erblickt unter dem Schleier der Ruhe das Walten ewiger Kräfte, die Geſtalt der Iſis mit der Inſchrift: „Ich bin Alles, was da war, was da iſt und was da ſein wird!“ —

In ärmlicher Hütte, im kalten Zimmer ſtand ein einfacher Sarg. Ihm zu Haupte und zu Füßen brannte ein Licht. Eine Frau knieete neben dem Sarge und hatte die Stirn daran gepreßt; ihre Thränen liefen

langsam an dem Sarge herab. Neben ihr knieete ihr älteſtes Kind, ein Mädchen von ungefähr ſechszehn Jahren und zu ihrer Linken ſtand ihr jüngſtes Kind, ein Knabe von acht Jahren. Die Thränen waren in ſeinen Augen erloſchen, ſein Blick hing neugierig an den Männern, welche am Tiſche ſaßen und aus einer Flaſche Branntwein tranken; er begriff noch nicht, was es heißt, an dem Sarge eines Vaters ſtehen und einer Zukunft voll Sorgen und Elend entgegen blicken; er war noch Kind und eines Kindes Herz lacht und weint, aber es kennt keine Schmerzen.

Hinter dem kalten Ofen ſaß das dritte Kind der armen Witwe, ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Sein Geſicht war bleich und ernſt, und mit Trauer und Liebe zugleich blickte er auf ſeine kranke Mutter.

Die Männer am Tiſche erhoben ſich, nahmen ſchweigend ihre Mützen vom Kopfe und ſtellten ſich rings um den Sarg. Sie beteten. Es waren die Freunde des Geſtorbenen, die gekommen waren ihrem Cameraden den letzten Liebesdienſt zu erweiſen: ſeinen Leichnam zum Gottesacker zu tragen und dort in die Erde zu betten. „Ohne Lächeln kommt der Menſch, ohne Lächeln geht er, drei fliegende Minuten lang war er froh," ſagt Jean Paul, und der Arme wird ja auch noch um dieſe drei Minuten betrogen; für ihn hat das Glück kein Lächeln; Noth und Arbeit treten an ſeine Wiege und treten an ſeinen Sarg, ſie ſind die einzig treuen Gefährten ſeines Lebens.

Als die Frau die Männer um den Sarg ihres Mannes treten ſah, fing ſie heftig an zu weinen, ver-

zweiflungsvoll warf ſie ſich über den Sarg, gleichſam um dieſen letzten Reſt ihres Glückes noch einmal in die Arme zu ſchließen. Als die Männer gebetet hatten, ſetzten ſie die Lichter bei Seite, um den Sarg aufzunehmen und hinaus zu tragen; aber krampfhaft, im äußerſten Seelenſchmerz laut aufſchreiend, klammerte ſich das Weib an ihn. Da trat der Knabe hinter dem Ofen hervor, ruhig und ernſt, legte ſeine Hand auf die Stirn der Mutter und ſprach:

„Komm, Mutter, und faſſe Dich.“

„O Gott, mein Gott,“ rief das Weib verzweiflungsvoll die Hände ringend, „meine einzige Stütze haſt Du mir genommen, meinen Kindern ihren Vater, nun ſind wir ganz verloren.“

„Nein, Mutter,“ antwortete der Knabe, „ich werde für Euch ſorgen, wie der Vater es gethan, Ihr ſollt nicht hungern.“

„Du biſt noch ein Kind, Heinrich, das kannſt Du nicht!“ rief das Weib, auf's Neue in lauten Schmerz ausbrechend.

Sanft zog der Knabe ſeine Mutter vom Sarge des Vaters zurück und geleitete ſie zum Schemel hinter dem Ofen, ſie mit Troſtworten beruhigend. Die Männer hoben den Sarg in die Höh', um ihn hinaus zu tragen, da warf die Abendſonne noch einen goldigen, freundlichen Blick in das Zimmer und auf die Thränen der unglücklichen Armen, aber die Sonne war kalt, ſie vermochte nicht in die vor Schmerz erſtarrten Herzen zu dringen.

Der Sarg ward hinausgetragen zum Friedhofe, ihm

folgte nur der Knabe, der ſeine Mutter getröſtet.

Hoher Schnee deckte die Erde, und mit Schnee ward der Sarg bedeckt. Als er in das Grab hinabgelaſſen war, nahmen die Männer wieder ihre Mützen ab und beteten ſtill: „Gott ſei mit Dir,“ waren die einzigen Worte, welche ſie dem Todten nachriefen. Schweigend ſtand Heinrich am offenen Grabe. Als aber die erſten Erdſchollen mit dumpfem Geräuſche auf den Sarg des Vaters fielen, da vermochte ſich der Knabe nicht länger zu halten. Seine Thränen brachen hervor und kraftlos drohte er in das offne Grab zu ſinken. Zwei Männer hielten ihn zurück und ſuchten ihn zu bewegen, heimzukehren, aber Heinrich blieb, es war ihm, als ob er an dem Grabe ſeines Vaters ſich ſtählen und ſein Auge kräftigen müſſe, um dem Schmerz der Armuth und Noth ruhig und gefaßt entgegenblicken zu können. Er fühlte, daß hier an dieſer Stätte ein wichtiger Abſchnitt ſeines Lebens beginne, daß er aus dem Kindesalter hinausgedrängt werde, um mit der Hand und dem Muthe des Mannes den Sorgen der Armuth entgegen zu kämpfen. Ein Leben voll Arbeit und Noth lag vor ihm; war er auch mit beiden bereits vertraut, ſo waren doch jetzt Pflichten auf ſeine Schultern gelegt, denen oft die ſtärkere Manneskraft unterliegt.

Schweigend und gefaßt ſtand Heinrich da, den Blick in das mehr und mehr ſich füllende Grab gerichtet. Die Männer, welche den Todten hinaus getragen, gingen heim, nur zwei von ihnen blieben zurück, um den Grabhügel aus Schnee und Erde aufzuwerfen. Dies

war das einzige Denkmal, welches dem armen Mann geſetzt wurde, der einzige Fleck auf der weiten Erde, der ihm gehörte, auf dem auch ihm die Frühlingsſonne einige Grashalmen in's Leben rufen konnte — noch hatte er nicht ſo viel Grün ſein eigen genannt.

„Auch dieſen hat er auf dem Gewiſſen," brach endlich der eine der Männer das Schweigen, mit der Schaufel auf das Grab zeigend.

„Wer?" fragte der Andere.

Der Gefragte wies ſchweigend nach einem Hauſe, das groß und prächtig durch die Dämmerung ſchimmerte, deſſen Fenſter prachtvoll erleuchtet waren.

„Auch dieſen?" fragte der Andere wiederum.

„Er hat ihn geplagt, ſo viel er nur konnte," fuhr der Erſtere fort, „er hat ihn arbeiten laſſen, ſo viel kaum ein Menſch ertragen kann, und hat ihn um die Hälfte ſeines Lebens betrogen, weil ſein Weib früher hübſch war und er es für ſich allein behalten wollte. Jahre lang hat er ſeine Rache an ihm ausgelaſſen und als der Unglückliche endlich krank ward, hat er ihn und das arme Weib und die armen Kinder hungern und frieren laſſen, nicht einen Groſchen hat er ihm vorgeſchoſſen. — Meine Kinder ſchreien ſelbſt nach Brot, aber ich habe der unglücklichen Familie einige Stückchen Holz und ein Paar Kortoffeln zugetragen, um ſie nicht verhungern zu laſſen. Als Fink" — ſo hieß der Geſtorbene — „kaum vom Krankenlager aufgeſtanden war, iſt er hingegangen und hat den Fabrikherrn um Arbeit gebeten, aber der hat ihn abgewieſen, weil ſeine Stelle ſchon beſetzt ſei, und es war nicht wahr, und als Fink

ihn knieend um Hülfe und Arbeit gebeten, hat er ihn aus dem Hauſe geworfen und mit dem Fuße getreten, daß er den Blutſturz noch an demſelben Abend bekam — es war heute vor acht Tagen.“

Der Andere ſchüttelte den Kopf. „Es war ein braver Mann, der Fink,“ antwortete er, „aber ich denke, die Strafe bleibt nicht aus, ſie kommt, über kurz oder lang.“

„Wo ſoll ſie herkommen?“ fragte der Erſtere nicht ohne eine ungläubige Ironie. „Wer klagt gegen den reichen und frommen Fabrikherrn und wer wagt es, offen mit der Klage gegen ihn herauszutreten? Siehe dort die erleuchteten Fenſter ſeines Hauſes — er giebt Geſellſchaft und Ball heute, während wir das Opfer ſeiner Grauſamkeit hier in die Erde betten. Er iſt reich, er iſt fromm, ſeine Stimme gilt, nicht die der Armen und wenn ſie zu Hunderten gegen ihn zeugten. Laß nur ein Wort laut werden, und morgen biſt Du ohne Brot. Da iſt kein Erbarmen, da gilt nur Habſucht, Niederträchtigkeit und Heuchelei.“

„Und es giebt doch eine Vergeltung!“ wandte der Andere ein.

„Aber ſie kommt zu ſpät. — Sieh' auf dies Grab, hier liegt ein rechtſchaffener Mann, der treu für die Seinen geſorgt und ſeinen Freunden in Freud' und Leid beigeſtanden, er hat ein Leben voll Müh' und Noth gehabt — jetzt liegt er hier und die Seinen müſſen hungern, während ſein Mörder in Reichthum ſchwelgt! Wo iſt da die Vergeltung!“

„Er liegt ruhig und ſtill im Grabe und hat ein

gutes Gewiſſen mit ſich genommen," — war die Antwort.

Der Grabhügel war vollendet, einfach und ſchlicht. Leiſe ſchwebend fielen Schneeflocken von dem Himmel herab und legten ſich wie Blüthenblätter auf den ſchwarzen Hügel, aber kalt und eiſig — hatte doch Der, welcher unter dem Hügel lag, auch im Leben keinen Sonnenblick des Glückes gefühlt, ſondern nur die Kälte und die Starrheit des Elendes und der Noth.

Die beiden Männer nahmen den Knaben bei der Hand und gingen mit ihm heim. Willenlos folgte er ihnen. Er hatte ihre Worte verſtanden und ſchwer lagen ſie in ſeinem Herzen.

Unglücklicher Knabe, bis jetzt war das Leben für Dich nur ein Traum, aber Du wirſt daraus aufgerüttelt werden durch die ernſte Wirklichkeit; Du haſt die Menſchen bis jetzt nur mit dem Auge der Natur, mit dem Kindesauge angeſchaut, aber Du wirſt ſie kennen lernen, daß Du Dich ſchämſt, ein Menſch wie ſie zu ſein. — Du kommſt ſo eben vom Grabe und dicht vor Deinem eignen Grabe ſtehſt Du, denn was dazwiſchen liegt iſt nur Arbeit und Noth, und wenn Du ein Glück in Deinem Leben findeſt, ſo iſt es das, daß Du einen Mitgenoſſen Deines Elendes Dir zugeſellſt; Du biſt arm, Dein Urtheil iſt Dir damit geſprochen, jedes Ringen dagegen drückt Dir die ſchmerzenden Feſſeln nur noch tiefer in's Fleiſch und jedes Hoffen auf beſſere Tage bringt bittere Enttäuſchung. Es ſchwebt ein Fluch über dem Leben manches unglücklichen Menſchen, den wir uns nicht zu erklären vermögen, weil er un-

verſchuldet iſt — es iſt der Fluch der hoffnungsloſen Armuth, deren Arm in Noth und Verzweiflung ermattet.“ —

Die Armen ſind das Kapital der Reichen.

Der reiche Fabrikherr Otto trat am Morgen nach dem Balle, der in ſeinem Hauſe ſtattgefunden hatte, ſpät und mit unausgeſchlafener, mürriſcher Stimmung in ſein Zimmer. Er ließ ſich in einen prachtvollen Seſſel nieder und faltete ſeine Hände zum Morgengebet, das er halblaut ſprach und wobei er ſeine Augen in Ermangelung des blauen Himmels zu der kunſtvoll bemalten Zimmerdecke erhob. Der Fabrikherr Otto war ein ziemlich großer und wohlbeleibter Herr mit kleinen ſtechenden Augen, etwas aufgeworfenen Lippen und einer Stumpfnaſe, die durch ihre rothe Farbe nur zu deutlich verrieth, daß ihr Beſitzer kein Feind der geiſtigen Getränke war. An ſeinem bedeutenden Reichthume wagte Niemand zu zweifeln, auch ſeine Frömmigkeit war rings in der Gegend und über dieſe hinaus anerkannt, denn er verſäumte an keinem Sonntage in die Kirche zu gehen, unterließ an keinem Morgen ſein Gebet, nahm an allen religiöſen Bewegungen und frommen Geſellſchaften den lebhafteſten Antheil und war ein eifriges Mitglied des Mäßigkeitsvereines, nur ſeine

nächſten Untergebenen und ſeine Arbeiter zweifelten ſtark an der Aufrichtigkeit der frommen Geſinnungen ihres Herrn, oder ſie hielten vielmehr die Frömmigkeit des Herrn Otto für bloßen Schein, weil ſie hinreichende Gründe hatten, ſich über die Härte und den mitleidsloſen Sinn ihres Fabrikherrn zu beklagen.

Der Fabrikherr Otto kannte dieſe Zweifel und Geſinnungen ſeiner Arbeiter und Untergebenen, allein er kümmerte ſich nicht darum, weil er ſich darüber erhaben dünkte und jene kaum als Menſchen anerkannte und noch viel weniger achtete.

Als der Fabrikherr ſein Morgengebet beendet hatte, trat ſein Bruder, der Pfarrer Otto, zu ihm in's Zimmer.

„Du haſt Dich früh erhoben," redete er dieſen an, „und es hinderte Dich doch kein Geſchäft am Schlaf."

„Doch, Bruder," antwortete der Pfarrer, „grade ein Geſchäft hat mich ſo früh aus den Federn getrieben, und zwar ein Geſchäft mit Dir. Ich glaubte Dich jetzt am erſten allein zu treffen, wenn auch nicht am aufgelegteſten zu einem Geſchäft," fügte er mit lächelnder Miene hinzu.

„Ein Geſchäftsmann muß immer aufgelegt ſein, ein Geſchäft zu machen, denn das iſt ſein Leben; aber was haſt Du denn mit mir für ein Geſchäft abzumachen? Ich bin neugierig."

„Ich wünſche Geld von Dir," erwiderte der Pfarrer.

„Nun, wenn es weiter nichts iſt," gab der Fabrikherr zur Antwort, indem er zum Tiſch ging, um ſich ein Glas Wein als Morgentrank einzuſchenken, „da

brauchſt Du nicht ſo viele Worte zu machen und von einem Geſchäft zu reden.“

„Es iſt aber ein Geſchäft, denn ich wünſche es nicht für mich.“

„Für wen denn?“ fragte der Fabrikherr etwas geſpannter.

„Höre mich an, Bruder, ich will Dir die ganze Sache kurz erzählen. Du kennſt den Candidaten Schröter und weißt, wie ſehr ich Grund habe, ihn zu haſſen, weil er bei jeder Gelegenheit ſich ſtörend in unſre Angelegenheiten miſcht, weil er ein Ungläubiger und Widerſacher unſeres Herrn und Heilandes iſt. Auf eine Pfarrſtelle macht er keinen Anſpruch, weil er von ſeinem Vater eine Wirthſchaft ererbt hat, die ihn hinlänglich ernährt. So lange Schröter aber Vermögen beſitzt, wird er nicht aufhören, gegen die Sache der Frommen aufzutreten, und ich habe deshalb ſchon oft gewünſcht, daß er um ſein Vermögen kommen und dadurch gedemüthigt werden möge. Dazu iſt nun bereits der Anfang gemacht. Bei dem unthätigen und unruhigen Leben Schröter's iſt es nicht zu verwundern, daß er bereits in Geldnoth iſt, und er iſt bei dem Kaufmann Marx um ein Darlehen auf ſein Beſitzthum eingekommen. Marx beſitzt das Geld augenblicklich nicht. Schröter muß es aber empfangen und zwar ohne große Schwierigkeiten, weil das der beſte Weg iſt, daß er bald wieder kommt, um mehr zu holen. Du mußt deshalb Marx das Geld einhändigen, es wird eine ſichere Hypothekſchuld mit ſechs Prozent, und Marx überliefert Dir dann nach Abzug eines halben Prozentes für ſeine Vermittlung und

Bemühung den Schuldschein. Wir erhalten dadurch zugleich Gelegenheit, Schröter mehr und mehr unschädlich zu machen.“

„Und wie viel wünscht Schröter?“ fragte der Fabrikherr.

„Dreitausend und fünfhundert Thaler.“

„Du kannst sie erhalten — sie sind doch sicher?“

„Verlaß Dich auf mein Wort,“ antwortete der Pfarrer sich vergnügt die Hände reibend, als er seinen Bruder seinen Plänen so geneigt fand. „Ich denke,“ fuhr er fort, „wir werden den Vogel auf diese Weise bald locken und kirre machen, und dann kann ich ihm eine alte Schuld für den Aerger, den er mir gemacht, bezahlen. Du kennst auch Richter?“

„Ja, er hatte sich um Deine Pfarre beworben.“

„Er schreibt jetzt Romane, hat sich verheirathet und spielt den großen Schriftsteller. Auch gegen ihn habe ich ein vortreffliches Plänchen, es ist nur noch nicht ganz reif, ich werde Dir später davon erzählen.“

„Der Fabrikherr hatte die Worte seines Bruders mit ziemlicher Gleichgiltigkeit angehört, trank gemüthlich sein Glas Wein und schien sich um die unverhohlene Freude seines Bruders wenig zu kümmern. „Wann werden unsre religiösen Kränzchen wieder beginnen?“ fragte er nach einiger Zeit.

„Noch ehe der Frühling kommt,“ erwiderte der Pfarrer, „ich bin gegenwärtig zu sehr beschäftigt, mein Schwiegervater auch, sonst würden sie bereits begonnen haben.“

Ein Diener trat ein und meldete, daß ein Knabe den Fabrikherrn zu ſprechen wünſche.

„Soll herein kommen," befahl der Fabrikherr.

Der Knabe, den wir am Abend zuvor am Grabe ſeines Vaters geſehen haben, trat beſcheiden, aber ohne Furcht zu zeigen, in das Zimmer. Der Fabrikherr richtete ſeine kleinen ſtechenden Augen auf den Knaben, der ihm ruhig entgegen blickte.

„Was willſt Du?" fragte er barſch. „Betteln? Ich habe nicht Luſt, die Familie eines jeden Menſchen zu ernähren, den ich aus meiner Familie gejagt, weil er ein nichtsnutziger Arbeiter war. Geh' heim zu Deiner Mutter und ſag' ihr, ſie möchte an anderen Orten betteln, nur nicht bei mir, und in vierzehn Tagen möchte ſie die Wohnung räumen."

Der Knabe hatte den Fabrikherrn feſt in das Auge geſehen, ein ſchneller, dunkler Blick zuckte durch ſein Auge, verſchwand aber ſogleich wieder und ruhig erwiderte der Knabe: „Ich bin nicht gekommen, Herr, um zu betteln, ſondern um Sie um Arbeit zu bitten."

„Du um Arbeit?" fragte der Fabrikherr mit höhniſchem Lächeln.

„Ja, Herr, ich wollte Sie bitten, mir die Stelle meines Vaters, der geſtern begraben iſt, zu geben; Herr Anton ſagt, daß ich ebenſo gut käume, als mein Vater."

Erſtaunt über die Bitte des Knaben ſchwieg der Fabrikherr.

„Meine Mutter iſt krank," fuhr der Knabe fort, „wir haben kein Stück Brot und kein Stück Holz mehr

im Hauſe, meine Geſchwiſter hungern, wir gehen einem namenloſen Elende entgegen, wenn Sie mir keine Arbeit geben.“

Der Fabrikherr wandte dem Knaben den Rücken und ſprach zu ſeinem Bruder: „Da ſiehſt Du, wie es geht. Kaum ſind die jungen Burſchen zwanzig Jahre alt, ſo heirathen ſie und ſetzen einen Haufen Kinder in die Welt. Zu arbeiten hat das Volk keine Luſt und an's Sparen denkt es nicht, ſtirbt dann der Mann, dann ſoll unſer einer die ganze Brut füttern und erntet ſchließlich Undank dafür. Man ſollte wirklich ganz mitleidlos ſein, damit die Anderen endlich klug werden. Der Vater dieſes Jungen war einer der Schlimmſten, faul und dabei in ſeinen Gedanken hoch hinaus; er hat mir immer Unzufriedenheit unter den Arbeitern angeſtiftet; ich freue mich, daß er endlich —“ — Er verſchluckte das letzte Wort, aber der Knabe hatte es dennoch gehört; eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Auge ſtarrte und er hatte ſchon den Mund geöffnet, um den Fabrikherrn einen Lügner zu ſchelten — da dachte er an ſeine kranke Mutter und die hungernden Geſchwiſter daheim und drängte ſein aufwallendes Blut gewaltſam nieder.

In dem Augenblick trat der Aufſeher Anton in das Zimmer.

„Kann der Junge kämmen?“ fragte der Fabrikherr den Eintretenden.

„Er kämmt ſehr gut,“ erwiderte dieſer.

„Er wünſcht die Stelle ſeines Vaters zu erhalten, was meinen Sie dazu?“

„Er kann ſie verſehen," antwortete der Aufſeher ſchnell, „er kämmt ſo gut als irgend einer der Männer, geben Sie ihm die Stelle, geben Sie ſie ihm, nur um der armen Familie willen."

Der Fabrikherr ſchwieg einen Augenblick und ſchien zu überlegen. Endlich wandte er ſich zu dem Knaben und ſagte zu ihm in verächtlichem Tone: „Ich thue mehr, als ich thun ſollte und als Dein Vater verdient hat, der ein fauler und ſchlechter Arbeiter war, aber um unſeres Erlöſers willen will ich Dich an der Stelle Deines Vaters arbeiten laſſen, wenn Du fleißig ſein willſt."

„Ich will es," gab der Knabe zur Antwort; mehr vermochte er nicht hervorzubringen, ſo tief hatten die Worte des Fabrikherrn in ſein Herz geſchnitten. Er verließ das Zimmer und ſchritt durch das Haus. Er achtete nicht auf den Reichthum und die Pracht ringsum, er empfand nichts von der wohlthätigen Wärme, welche das ganze Haus erfüllte, er war theilnahmlos gegen Alles um ihn. Nur als er durch die Hausflur ging, und die Köchin den Hunden und Katzen eine große Schale voll herrlicher Milch mit Weißbrot hinſetzte, woran die Thiere kaum rochen und es nicht einmal freſſen mochten, da rang ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt hervor. Er ſelbſt hatte an dem Morgen noch keinen Biſſen Brot genoſſen, er fragte nichts darnach, aber ach, wenn ſeine kranke Mutter, wenn ſeine hungernden Geſchwiſter die herrliche Milch hätten, welche hier das Vieh verſchmähte. Er blieb einen Augenblick

ſtehen, die Augen ſehnſuchtsvoll auf die Milch gerichtet, dann verließ er ſchnell das Haus und eilte heim.

Als Heinrich in das ärmliche, kalte Zimmer ſeiner Mutter trat, fiel er dieſer laut weinend und ſchluchzend um den Hals. Der ſonſt ſo feſte, beſonnene Knabe, vermochte den Schmerz, die Gefühle ſeines Herzens nicht länger zurück zu halten.

„Was iſt Dir, Heinrich, mein Kind?“ fragte die Mutter ihren Sohn lieb an ihr Herz drückend und ihm die Haare von der Stirn ſtreichend, „was fehlt Dir?“ Aber der Knabe vermochte vor Schluchzen kein Wort zu ſprechen.

„Er hat meinen Vater einen faulen und ſchlechten Menſchen geſcholten,“ rief er endlich und brach auf's Neue in heftiges Weinen aus.

Die Thränen der armen Frau rannen ſtill über ihre Wangen und tröpfelten langſam auf den Kopf ihres Kindes. „Gott weiß am beſten, wie Euer Vater war, Kinder,“ ſprach ſie mild; „er war ein guter, lieber Vater, er hat getreu und fleißig für uns gearbeitet. Werdet wie er, und Gott möge Euch frohere und glücklichere Tage geben. Euer Vater iſt im Himmel, Kinder, er ſieht ſtets auf Euch herab, thut deshalb nie Böſes; arbeitet und betet fleißig und Gott verläßt Euch nicht!“

In ſtillem Gebete hielt die Mutter ihre Hände über dem Haupte ihres Kindes gefaltet, das vor ihr auf den Knieen lag. Mochten Krankheit, Kummer, Trauer, Noth auch noch ſo tiefe Furchen in ihr bleiches Antlitz gezogen haben, einen Zug hatten ſie nicht daraus zu

verdrängen vermocht, einen Zug der ſich ewig gleich in Freude und Schmerz bleibt, den Zug des unerſchütterlichen Gottvertrauens und einer kindlich wahren Frömmigkeit. —

Noch an demſelben Tage ging Heinrich in die Fabrik, die Stelle ſeines Vaters einzunehmen. Still und fleißig arbeitend ſaß der vierzehnjährige Knabe unter lauter Männern auf demſelben Schemel, auf dem noch vor wenigen Tagen ſein Vater geſeſſen. Er gedachte der Tage, er dachte an ſeinen guten Vater und Thränen rannen ſtill über ſeine Wangen. Ohne aufzuſchauen kämmte er die Wolle fleißig und geſchickt, die Hoffnung auf den Lohn, mit welchem er ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter unterhalten mußte, verlieh dem jungen Arme Kraft und ließ ihn nicht ermatten. Meiſter Anton, der Aufſeher, der dem ſtillen fleißigen Knaben wohlwollte, trat zu ihm, beſah ſeine Arbeit, klopfte ihm lobend auf die Schulter und nahm ihn gegen einige Arbeiter in Schutz, welche darüber unzufrieden waren, daß der Knabe unter Männern arbeitete.

„Seid ruhig," rief ihnen der Aufſeher zu, „der Junge kämmt fleißiger und beſſer als Ihr, und wer ihm im Geringſten etwas anthut, der bekommt's mit mir zu ſchaffen."

Als am Abend die gekämmte Wolle gewogen wurde, hatte Heinrich faſt ebenſo viel gekämmt als jeder der übrigen Arbeiter, obſchon er nur einen halben Tag gearbeitet. Meiſter Anton lobte ihn und ſprach ihm Muth ein. Ebenſo fleißig arbeitete Heinrich an den folgenden Tagen, ſtill und beſcheiden gegen die Män-

ner neben ihm; und jeden Abend hatte er mehr gekämmt, als ſie, jeden Abend lobte ihn Meiſter Anton und ſagte ihm, daß er dem Fabrikherrn erzählt habe, wie gut und fleißig er arbeite.

Mit Freude erwartete Heinrich den Sonnabend Abend, an welchem er den Wochenlohn erhielt; er freute ſich darauf, daß er ſeiner Mutter zwei Thaler heim bringen könne; wie ſauer es ihm geworden war ſie zu verdienen, daran dachte er nicht.

Ruhig ſtand Heinrich am Sonnabend Abend auf der Flur im Hauſe des Fabrikherrn. Beſcheiden wartete er, bis ſämmtliche Männer abgelohnt waren. Endlich winkte ihm Meiſter Anton. Mit vor Erwartung klopfendem Herzen trat Heinrich in das Zimmer des Fabrikherrn, der, ohne ſeinen Gruß zu erwidern, ihn mit finſtern Augen anſah.

Meiſter Anton reichte dem Fabrikherrn das Buch über Heinrich's Arbeit. „Er hat mehr gekämmt," ſagte er dem Knaben freundlich zunickend, „als irgend einer der Arbeiter und auch beſſer als ſie; Sie ſollen die Wolle ſelbſt ſehen, Herr; es iſt viel für einen ſo jungen Burſchen."

Der Fabrikherr erwiderte kein Wort, griff mit der Rechten in den vor ihm ſtehenden Geldkorb und warf dem Knaben achtzehn Neugroſchen auf den Tiſch.

Mit vor Verwunderung ſtarren Augen blickte Heinrich das Geld an. Seine Wangen wurden bleich und bleicher, als er die wenigen Groſchen ſtatt der gehofften zwei Thaler ſah. Seine Hand zitterte und er vermochte das Geld nicht vom Tiſche zu nehmen.

„Nun, wird's bald!“ herrſchte der Fabrikherr mit hartem Tone.

„Mein Vater hat zwei Thaler die Woche erhalten,“ ſtammelte der Knabe endlich, dem finſtern Blicke des Fabrikherrn mit einem ängſtlich bittenden Auge entgegen ſehend.

„Alſo ſo war die Sache gemeint,“ rief der Fabrikherr höhniſch lachend, „alſo zwei Thaler die Woche, damit Deine Mutter wie früher aus Faulheit die Kranke ſpielen kann; nein daraus wird nichts; ich gebe Dir ſchon mehr als Du verdienſt, iſt Dir das nicht genug, ſo ſcher' Dich zum —.“

Zitternd und verſtummt ſtand Heinrich da, mit einem flehenden Auge zu dem Aufſeher aufblickend.

„Er hat fleißig und wirklich gut gekämmt, Herr,“ ſagte Meiſter Anton, „er hat mehr gekämmt als ein Mann.“

„Antworten Sie, wenn ich Sie frage,“ rief der Fabrikherr ärgerlich; „ich gebe dem Jungen, was ich will. Nun mach', daß Du fort kommſt,“ befahl er, ſich zu Heinrich wendend.

Mit zitternder Hand nahm der Knabe das Geld von dem Tiſche und ging hinaus. Als er aus dem Hauſe getreten, war es ihm, als ob die Erde unter ſeinen Füßen wanke. Das Geld krampfhaft in der Rechten haltend, lehnte er ſich an eine kalte Mauer und in dumpfem Sinnen blickte er in die Nacht und auf zum Himmel. Tauſende von Sternen glänzten funkelnd an dem blauen Himmelsdom und blickten auf den Knaben der Armuth herab. — Was nützt ihr, ihr

funkelnden Sterne, wenn ihr mit euern goldigen freundlichen Strahlen nicht einen einzigen Freudenſtrahl in dem Herzen des Menſchen zu erwecken vermögt, was nützt ihr, wenn ihr die Nacht, womit die Verzweiflung des Menſchen Herz umhüllt, nicht erhellen könnt! Ihr habt kein Menſchenherz, kein Herz für den Armen, ihr ſeid kalt, trotz all' eures Glanzes, kalt wie das Herz eines Reichen. Thauet mit all' euren Strahlen nur die eine, einzige Thräne auf, welche gefroren an den Wimpern des armen Knaben hängt, haucht nur einen warmen Strahl auf ſeine kalten bleichen Wangen, und als himmliſche Sonnen will ich euch verehren! — Ihr könnt es nicht. Es giebt nur einen Freudenſtrahl für die Verzweiflung der Armuth, der ihr gequältes und gepreßtes Herz erweitert und wie Thauwolken auflöſt, — es iſt der Tod. —

Jean Paul ſagt: „Die Menſchheit iſt der große Gedankenſtrich im Buche der Natur." — Ja — und die Armuth iſt die einzige Trauermelodie, die durch all' ihre Freuden ſchallt. Wer nur einmal die herzzerreißenden Töne dieſer Melodie gehört hat, dem klingen ſie ewig wehmuthsvoll im Ohr, und alle Freuden, aller Jubel vermag jenen klagenden Widerhall nicht zu übertönen. Die Natur iſt ſo reich, ſo reich — nur unter den Menſchen giebt es Armuth durch die Schuld der Reichen, und dieſe Armuth iſt nicht deshalb ſo trübe, weil es für ſie keine Freude giebt, ſondern weil mit ihr die Hoffnungen erſtorben ſind. —

Jude und Chriſt.

Itzig Marx, der Kaufmann und Trödler, ſaß in ſeinem ärmlichen, finſteren Zimmer. Auf dem Tiſche vor ihm lagen die dreitauſend und fünfhundert Thaler, welche der Paſtor Otto ihm überbracht hatte. Mit gierigen, ſtrahlenden Augen blickte der Jude das Geld an und ward nicht müde, es zu zählen, und die langen Rollen in den Händen zu wiegen. — „Ach," ſeufzte er, „wenn das Geld doch wär' mein, ich würde können machen damit ein großes Geſchäfte. Aber er muß mir geben reiche Procente, ſonſt kann ich ihm nicht geben das Geld, und er muß mir geben eine ſichere Verſchreibung auf ſein Haus und ſeinen Hof, auf ſein Land und ſein Vieh, denn das Haus könnte brennen ab und das Vieh könnte ſterben an einer Seuche und ich wäre ein geſchlagener, betrogener Mann; er muß mir geben eine Verſchreibung auf Alles, was er nennt ſein."

Als Itzig Marx dieſes Selbſtgeſpräch vollendet hatte, trat Schröter in das Zimmer. Der Jude ſprang auf, ſich vor dem Eintretenden höflich verbeugend. „Seien Sie willkommen in dem Hauſe des Armen, denn Sie ſind gekommen, mit ihm zu machen ein ehrliches Geſchäft."

Ohne auf die Worte des Juden zu antworten, trat Schröter an den Tiſch und ſein Geſicht klärte ſich bei dem Anblick des Geldes auf. „Sie haben das Geld geſchafft, wie ich wünſchte?" fragte er.

„Ich habe mir gegeben Mühe, um den Befehl des

Herrn zu erfüllen, ich bin gelaufen vom Morgen bis zum Abend und bin gegangen von Herodes zu Pilatus, bis mir Jemand hat geborgt die Summe gegen ſchwere Procente und gegen Verſchreibung von Allem, was ich nenne meine geringe Habe."

„Iſt die Summe richtig?" fragte Schröter.

„Hab' ich ſie doch gezählt dreimal mit eigenen Augen und Händen, hab' ich doch geprüft jedes einzelne Stück, und will ich doch nicht ſein ein ehrlicher Jude, ſo ein Heller daran fehlt."

„Es iſt gut," antwortete Schröter, „packen Sie das Geld ein, ich werde es ſogleich mit mir nehmen."

Mit ängſtlichen Blicken, gleichſam als ob er befürchte, daß Schröter ihm das Geld rauben werde, hielt der Jude beide Hände über das Geld. „Wär' das ein Geſchäft," erwiderte der Jude, „wäre das weiſe gehandelt, wenn ich gäbe das Geld aus meinen Händen, ehe wir haben beſprochen die Prozente, ehe Sie mir haben gegeben ein Pfand oder eine Verſchreibung?"

Schröter lächelte über die Vorſicht des Juden, zog aber ein Papier aus der Taſche. „Sie ſind ſehr vorſichtig, hier haben Sie die Verſchreibung und welche Zinſen verlangen Sie?"

„Hab' ich doch müſſen geben ſelbſt ſechs ein halb Prozent und möcht' ich doch haben ſelbſt einen kleinen Gewinn für meine Bemühung und kann ich Ihnen das Geld nicht geben unter ſieben Prozent."

„Nein, guter Jude," entgegnete Schröter lachend, „ganz ſo hoch wollen wir uns nicht verſteigen. Sieben Prozent mag immerhin jüdiſch gerecht ſein, allein

wir leben in einem chriſtlichen Staate und deſſen Geſetze geſtatten nur ſechs Prozent, und mehr gebe ich nicht.“

„O weh, bin ich ein geſchlagener Mann; hab' ich geborgt das Geld auf ſechs ein halb Prozent und ſoll ich haben Verluſt ſtatt eines Gewinnes für meine Bemühung!“ rief der Jude klagend aus.

„Schon gut,“ erwiderte Schröter ruhig; „ein Jude wie Sie giebt keine ſechs ein halb Prozent, und ich gebe Ihnen nur ſechs, oder Sie können das Geld behalten.“

„O weh, o weh,“ klagte der Jude die Hände ringend, „ich will nicht gehören zu den Gerechten Israels, ich will nicht ſein ein ehrlicher Mann, wenn ich nicht habe müſſen geben ſechs ein halb Prozent.“

„Ich gebe nur ſechs,“ gab Schröter kurz zur Antwort, „nun entſcheiden Sie ſich.“

„Großmüthiger, junger Herr, Sie werden doch nicht wollen, daß ein alter, ein armer Mann hat Verluſt, Sie werden nicht wollen, daß ich bin geſchlagen.“

„Jude, mach's kurz, ſechs,“ rief Schröter ungeduldig dazwiſchen.

„Bin ich's doch nicht im Staude, und wenn ich wollt' haben auch keinen Gewinn, muß ich doch haben ſechs ein halb.“

„Zum Kuckuk, ich gebe nur ſechs,“ rief Schröter unwillig und nach dem Papiere auf dem Tiſche greifend, um es wieder einzuſtecken.“

„Laſſen Sie, laſſen Sie, edler Herr, rief der geängſtigte Jude, das Papier aus Schröter's Hand neh-

mend, „ſoll ich denn das Geld behalten für mich und es laſſen liegen ohne Prozente, da ich doch ſelbſt muß zahlen ſchwere Zinſen, ſechs ein halb Prozent, ſo wahr ich ein ehrlicher Jude bin."

„Ja, ſo wahr Du ein ehrlicher Jude biſt, ſo wahr und noch viel wahrer bezahle ich nur ſechs."

„So will ich denn haben lieber einen geringen Verluſt, als daß ich erleide einen großen Schaden," ſprach der Jude mit lautem Seufzer, „ſo mögen Sie nehmen das Geld zu ſechs Prozent, aber ich muß ſie gleich abziehen für das erſte Jahr."

„Meinetwegen," rief Schröter ungeduldig, „machen Sie es kurz. Hier leſen Sie die Verſchreibung."

Prüfend nahm der Jude das Papier in die Hand, durchlas es langſam und vorſichtig, faltete es wieder zuſammen und reichte es Schröter wieder hin.

„Kann ich Ihnen doch nicht geben das Geld auf dieſe Verſchreibung."

„Und warum nicht?"

„Weil Sie haben geſprochen blos von Ihrem Haus, und kann doch das Haus abbrennen, und ich bin ein geſchlagener Mann und habe blos Aſche ſtatt ein Haus."

„Mein Haus iſt mit viertauſend Thalern in einer Brandkaſſe verſichert."

„Aber die Brandkaſſe kann werden bankerott, und wer wird mir zahlen dann mein Geld?" erwiderte der Jude.

„Zum Kuckuk, Jude, was verlangſt Du denn?" rief Schröter unwillig.

„Ich kann Ihnen nur geben das Geld, wenn Sie mir verſchreiben Ihr Haus und Ihren Hof, Ihr Land und Ihr Vieh, denn das Haus kann abbrennen, und das Vieh kann ſterben an einer Seuche, das nützt mir nichts.“

„Nun mir iſt's gleich, Jude, gieb mir Feder und Papier.“

„Wußt' ich doch, daß Sie ſind ein gerechter Herr, der nicht will das Unglück des Armen,“ entgegnete der Jude, indem er eilig Feder und Papier herbeiholte.

Schröter ſtellte die Verſchreibung nach dem Wunſche des Juden aus, der ſie ſorgfältig prüfend durchlas und vorſichtig zuſammenfaltete.

„Ich ſage Ihnen aber,“ ſprach Schröter, als der Jude ihm das Geld zuſammengepackt hatte, „daß Sie reinen Mund halten und Niemanden wiſſen laſſen, daß ich von Ihnen Geld geborgt habe.“

„Herr,“ erwiderte der Jude mit feierlicher Stimme, „will ich Ihnen doch geben mein Ehrenwort als gerechter Mann, daß ich zu Niemandem will ſprechen ein Wort von unſerm Geſchäft.“

„Ehrenwort? Jude!“ entgegnete Schröter lachend, „wie viel Prozent geben Sie auf Ihr Ehrenwort, ſechs? Was iſt denn Ihr Ehrenwort? Sie ſind ein Jude, und daneben ein Kaufmann, und die Ehre eines Kaufmannes iſt ſein Kredit — Kredit verloren, Alles verloren. Aber Ihre Ehre, Ihr Kredit, Ihr Gewinn geſtattet Ihnen ſechs Prozent zu nehmen mit ruhigem Gewiſſen. Wenn Sie nun glauben, daß Ihr Kredit, oder Gewinn es rathſam erſcheinen läßt über unſer

Geſchäft zu plaudern, ſo werden Sie es thun — natürlich werden Sie es thun, denn Sie ſind Kaufmann und zugleich Jude; aber ich ſage Ihnen, daß Ihr Kredit ſich beſſer dabei befinden ſoll, wenn Sie fein ſchweigen."

Schröter verließ mit dem Gelde in der Taſche ſchnell des Juden Haus, eilte damit heim, ſiegelte es ſorgfältig ein und ſchickte ſofort einen Boten damit zur Stadt. Als er dies Alles gethan hatte, ging er ſich vergnügt die Hände reibend im Zimmer auf und ab und pfiff ein luſtiges Lied. — „Ich glaube," ſprach er nach einer Weile zu ſich ſelbſt, „Freund Richter wird große Augen machen und die kleine Bertha wird mir um den Hals fallen, wenn ich ihnen die Beſcheerung überbringe, aber das mag ſie nur bleiben laſſen. Bei drei Schritt Entfernung, blos Auge in Auge mag es noch gehen, aber ſo ein Ding unmittelbar am Halſe haben und wohl gar einen Kuß dazu und Freudenthränen im Ueberfluß, da möchte es hier — und er drückte mit der Rechten auf ſein Herz — nicht ſo ganz ruhig bleiben. Es iſt beſſer, ich ſchicke ihnen die Beſcheerung brieflich, da haben ſie Zeit, ihre Freude abſtürmen zu laſſen und ich komme leichter davon." — Schröter ſchwieg einen Augenblick. „Was würde Dein Alter ſagen, wenn er es wüßte?" fuhr er zu ſich ſelbſt redend fort. „Du biſt ein Narr, würde er ſagen, ein unverbeſſerlicher Narr, und wenn die Menſchen es wüßten, würden ſie gleichfalls ſagen: der Schröter iſt ein großer Narr, man ſollte ihm einen Curator geben, und weshalb? weil ſie ſelbſt Thoren ſind, ohne es zu glauben, und

weil ich ein einfacher und ich glaube ſogar ein gutmüthiger Narr bin und es weiß, daß ich es bin. — Und giebt es denn für die Menſchen etwas Beſſeres als Narren zu ſein, ſo recht von Herzensgrunde Narren? Wahrhaftig es ſtände beſſer um die Menſchheit, wenn es mehr Narren gäbe und weniger Schurken, aber ein Schurke hütet ſich ſehr wohl, je in ſeinem Leben einen Narrenſtreich zu machen, namentlich hüten ſich die frommen Herren vor ſolchen Narrenſtreichen, ſie hüten ſich davor mehr als vor dem Teufel.“

Schröter's Selbſtgeſpräch ward durch den Beſuch des Paſtor Binder unterbrochen, und freudig eilte Schröter auf den kleinen Herrn zu und hieß ihn mit herzlichem Handſchlage willkommen. „Sie kommen wie gerufen,“ ſagte Schröter, „wie gerufen, denn ich habe heute eine wirkliche Sehnſucht, mit einem rechtſchaffenen, ehrlichen Manne zu verkehren.“

Binder lächelte über Schröter, aber er hatte ihn namentlich in letzterer Zeit zu gut kennen gelernt, um ihn falſch zu verſtehen. „Und wenn mich nun daſſelbe Verlangen zu Ihnen getrieben hätte?“ erwiderte er, Schröter's Hand ſchüttelnd.

„So hätten Sie mir mehr Ehre angedichtet, als ich verdiene,“ fügte Schröter hinzu.

Die beiden Männer befanden ſich bald in tiefem und ernſtem Geſpräche. So übermüthig und ſarkaſtiſch Schröter häufig zu ſein vermochte, ſo ſehr liebte er doch auch ein ernſtes Geſpräch, wenn es ihm nur geſtattet war, ſeine Anſichten unumwunden auszuſprechen und dann und wann einen kleinen humoriſtiſchen oder iro-

niſchen Seitenſprung zu machen. Binder geſtattete es ihm gern, ja es gefiel ihm dieſe Gewohnheit an Schröter, denn er ſelbſt heiterte ſich an den freien und oft ſehr geiſtreichen Scherzen des jungen Mannes auf; er wußte, daß Schröter oft hinter Scherz und Spott eine ernſte Wahrheit verbarg und daß er die Ironie mehr auf ſich ſelbſt anwandte als auf Andere.

„Mein Beſuch," ſprach der Paſtor Binder, nachdem ſie ſich eine Zeit lang unterhalten hatten, „hat heute einen Zweck, den Sie ſicher nicht vermuthen. Er betrifft Sie, junger Freund."

„Das hatte ich allerdings vermuthet," lachte Schröter, „daß, wenn Sie mich beſuchen, Ihr Beſuch auch mich betrifft."

„Er betrifft aber dieſes Mal," erwiderte Binder lächelnd, „Ihr Leben und Ihr Schickſal. Laſſen Sie mich ruhig ausſprechen und ſeien Sie überzeugt, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine. Sie führen jetzt ein Leben, das, ſo nützlich und gut es auch ſein mag, doch Ihren Anlagen und Kenntniſſen nicht angemeſſen iſt. Sie haben Theologie ſtudirt, daß Sie aber zum geiſtlichen Stande keine Neigung haben, begreife ich und billige es auch. Wer es heut zu Tage in dieſem Stande ehrlich meint, dem blühen keine Roſen darin, der iſt wahrlich nicht weich gebettet. Aber ein Theologe kann, wenn es nur ein offener Kopf iſt, Alles werden: General wie Miniſter, Kaufmann wie Schriftſteller und irgend Etwas müſſen Sie auch werden. Sie können nicht Ihr Leben hier in dem Wirthshauſe verbringen und Ihren Gäſten Bier und Branntwein einſchenken.

Sie dürfen hier nicht verkommen mit Ihren herrlichen Geiſtesanlagen; ſagen Sie mir offen, junger Freund, welches Lebensziel Sie ſich geſteckt haben?"

Schröter reichte dem kleinen Paſtor ſchweigend ſeine Hand und ſchüttelte deſſen Rechte herzlich. „Laſſen Sie nun auch mich ungeſtört ſprechen," ſagte er nach kurzem Schweigen, „und Sie ſollen mein ganzes Lebensziel erfahren. Sehen Sie, ich bin ein närriſcher Kauz, das weiß ich. Als Junge hatte ich große Ideen im Kopfe und wollte mindeſtens Miniſter und womöglich noch mehr werden, aber meinem Vater war das nicht genug, der war einmal auf den geiſtlichen Stand verſeſſen. Das iſt ein ehrbarer Stand, ſprach er, und Niemand hat ein bequemeres Leben als ein Paſtor. Ich ſtudirte alſo Theologie, d. h. ich beſuchte, weil es mein Vater wünſchte, die theologiſchen Vorleſungen und ich geſtehe es offen, ich fand ſelbſt bald Luſt an dem tollen Zeug, was ich in dieſen Vorleſungen oft zu hören bekam. Ich hörte ſie aber nicht mit dem Ernſte der Wiſſenſchaft, ſondern nur mit dem mir eigenen Intereſſe an luſtigen, närriſchen Dingen. Ich trieb nebenbei Philoſophie und Geſchichte, aber nichts mit dem vollen Ernſte, weil ich fühlte, daß mein ganzes Leben und Streben ein zerriſſenes und zerſchnittenes ſei. Ich war ein luſtiger Burſch dabei, und wenn mir Manches aus den Vorleſungen und Büchern im Kopfe hängen geblieben iſt, ſo habe ich das mehr meinem guten Gedächtniſſe und ſchnellen Auffaſſungsvermögen als einem ernſten Fleiße zu danken. Der Tod meines Vaters hat meine theologiſche Laufbahn abgebrochen. Sie haben

Recht, lieber Herr Paſtor, aus einem tüchtigen Theologen kann Alles werden, General wie Nachtwächter, Miniſter wie Schulmeiſter, Abt wie Bierwirth, Kaufmann wie Buchhändler und Schriftſteller wie Steinklopfer, denn dies Alles iſt ja ſchon dageweſen; aber zu dieſem Allen habe ich keine Neigung. Schwieriger aber als dieſes Alles — nehmen Sie mir dieſe Bemerkung nicht übel, — iſt, aus einem Theologen ein ungebundener und freier Mann zu werden, und das iſt mein Ziel. Bedarf es aber dazu eines Amtes, einer Würde, kann ich es als Wirth nicht ebenſo gut und noch beſſer ſein, wie als Miniſter? Schelten Sie mir meinen Wirthſtand nicht; ich komme mit vielen Menſchen zuſammen aus allen Ständen, in allen Verhältniſſen, ich lerne die Menſchen in allen Lagen des Lebens kennen, in den nüchternen wie in den betrunkenen, und ich hoffe in meinem Wirthshauſe mehr Gutes für die Menſchheit zu thun als mancher Pfarrer in dem Gotteshauſe. Ich will frei und ungebunden ſein, ich will mein eigenes Schickſal mir ſchaffen, aber ich will auch Niemandem außer mir dafür verantwortlich ſein — ſehen Sie, das iſt mein Lebensziel!“

Mit inniger Theilnahme blickte Binder den jungen Mann an, er kannte und verſtand ihn. „Ich will Ihnen nichts darauf erwidern,“ entgegnete er, „denn gegen Ihr Ziel kann ich nichts einwenden; aber dennoch glaube ich, daß Sie in anderer Stellung mehr wirken und nützen könnten. Aber Eins fehlt Ihnen noch, der innere Lebenshalt, eine Stütze, auf welche

Sie ſich ſtets verlaſſen können in guten wie in ſchlimmen Tagen, ein Weib — heirathen Sie, Schröter.“

Schröter lächelte und ſchüttelte das Haupt. „Einſt dachte ich auch ſo wie Sie,“ ſprach er mit wehmüthiger Erinnerung, „aber das Einſt iſt längſt dahin und jetzt denke ich anders. Eine Frau mag ein Glück ſein, aber ſie bürdet auch Sorgen auf, ſie mag uns ſtützen, aber auch ſie will geſtützt ſein. Hier in meinem eigenen Herzen finde ich die ſtärkſte Stütze, auf die verlaſſe ich mich. Ich kann mich nicht für ewig binden und zugleich frei ſein. Habe ich ein Weib, ſo gehöre ich ihm und nicht mehr mir ſelbſt. Ich ſtelle mir das Familienleben ſchön und glücklich vor, aber ich kann mich dennoch nicht in ſeine Feſſeln zwängen, ich würde vielleicht ein zärtlicher Mann und liebevoller Vater werden, aber ich würde eben ein ganz anderer Menſch werden als ich bin, und das kann ich nicht. Es iſt nicht Selbſtſucht, aber ſobald ich aufgehört habe, mir ſelbſt zu genügen, kann ich unmöglich noch Anderen genügen. — Es iſt nichts mit dem Heirathen für mich, lieber Herr Paſtor, ich will mich mit meinem Herzen und meinen Freunden begnügen, und bin ich nicht zu beneiden, da ich Sie dazu zählen darf?“

Binder ſchüttelte ſchweigend Schröter die Hand, er war ergriffen von ſeinen Worten, weil er die Widerſprüche, die darin lagen, im Sinne Schröter's zu löſen verſtand, weil er wußte, daß auch ſeine verkehrteſten Anſichten ſich auf ein ehrliches Herz ſtützten, und daß er allein dieſem Herzen folgte. „Sie ſind ein eigenthümlicher Menſch,“ erwiderte er.

„Ja, leider bin ich es und ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt, daß ich ein närriſcher Kauz bin, und das macht mir ſelbſt viel Gram, aber ich kann nicht anders ſein. Ich kenne meine Schwächen, von denen es die größte iſt, daß ich als Junggeſell leben will, obgleich ich alle glücklichen Ehemänner beneide. — Die Ehemänner ſollen leben!“ rief er ſcherzhaft das vor ihm ſtehende Weinglas erhebend und mit Binder anſtoßend, als ob er in drei Tagen ſeine Hochzeit zu feiern gedächte. —

Im Förſterhauſe.

Das Förſterhaus ſollte verkauft werden. Die Förſterei war ja eingegangen, der alte Förſter Richter war ja penſionirt, er konnte ja überall wohnen, wozu bedurfte man da des Förſterhauſes noch. Aber der alte Förſter lebte noch und ihm wollte der Gedanke faſt das Herz abdrücken, daß er aus dieſem Hauſe, in dem er geboren und aufgewachſen, das all' ſeine Freuden und Schmerzen geſehen, nun noch auf ſeine alten Tage ſcheiden ſollte. Er konnte es nicht faſſen, und faſt eben ſo ſchwer war für Albert und ſein junges Weib der Gedanke, dieſen Ort, an dem ſie ſo glücklich waren, der durch ihr Glück einen geweihten, heiligen Charakter für ſie erhalten hatte, nun bald verlaſſen zu müſſen, aber

ihr Herz war der Hoffnung noch zugänglicher und sie tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß der Oberförſter, der darüber zu beſtimmen hatte, ſeine Abſicht noch ändern könne. —

Das Förſterhaus war verkauft. Der alte Förſter hatte die beſtimmte Nachricht erhalten und traurig und wehmüthig war ſein Herz. Bertha und Anna weinten und fingen in Gedanken ſchon an, von allen liebgewonnenen Gegenſtänden Abſchied zu nehmen, während Albert ſich bemühte, ſo gefaßt als möglich zu erſcheinen, um die Trauer der Seinen nicht zu vermehren. Das Förſterhaus war verkauft — und die Bäume ringsum, die der alte Förſter gepflanzt, ſchienen trauernd ihre Zweige hängen zu laſſen und die Blumen im Garten hatten wirklich geweint und Laube und Hecke ſchienen wehmüthig geſtimmt zu ſein. Der hölzerne Hirſchkopf aber mit dem ſtolzen Geweih über der Thür, blickte ſtill zur Erde und die Tauben, die aus Bertha's und Anna's Hand fraßen, ſaßen traurig auf dem Dache und die kleinen Vögel in den Käfigen ſchwiegen. „Sind wir auch mit verkauft?“ ſchienen ſie zu fragen, „bin ich auch mit verkauft?“ fragte jeder Gegenſtand, der auf das Herz der Hausbewohner beſondere Anſprüche zu haben glaubte. Das Förſterhaus war verkauft, und die alte Roſe, welche über ſechzig Jahre in dem Hauſe weilte, welche den alten Richter großgezogen und ſeine Kinder gewiegt und auf den Armen getragen hatte und nun das Gnadenbrot empfing, war der feſten Meinung, ſie ſei mit verkauft, „denn ſie gehöre nicht,“ ſagte ſie, „zu den Möbeln des Herrn Förſter und nicht zu Dem,

was ſein Eigenthum ſei, ſondern ſie gehöre zu dem Hauſe, weiter habe ſie keine Heimat und weiter wolle ſie auch keine haben, und deshalb ſei ſie mit verkauft.“ Das Förſterhaus war verkauft — und das Glück und die Heiterkeit, welche noch vor wenig Tagen in ihm gewohnt hatte, ſchienen ſich ſchon eine neue Heimat geſucht zu haben, denn in dem Hauſe war es jetzt ſtill und traurig und die luſtige Anna ließ betrübt das Köpfchen hängen.

Die Geburtsſtätte behält ſtets einen geheiligten Charakter für den Menſchen. Sind wir auch längſt aus den Jugendjahren und Jugendideen herausgewachſen, ſind auch längſt unſere Jugendträume und Ideale verſchwunden und iſt das Leben noch ſo ernſt und wechſelvoll an uns herangetreten, liegt auch unſere ganze Vergangenheit wie ein ſchwerer, trüber Traum hinter uns, an den Ort unſerer Kindheit und unſerer Kindesſpiele kehrt unſere Erinnerung ſtets gern zurück; er macht ſtets den Eindruck der Unſchuld auf uns, wenn unſer Herz es längſt nicht mehr iſt, und er war vielleicht der einzige Ort, an dem wir wahrhaft glücklich waren. Es giebt nur eine Heimat für das Menſchenherz, das iſt das Vaterhaus. —

Wenige Tage, nachdem die traurige Nachricht in das Förſterhaus gelangt war, die eine ſo große Veränderung in den Herzen der Bewohner hervorgerufen hatte, erhielt Albert einen großen Brief. Neugierig betrachtete er das große Schreiben, ehe er es erbrach, er erkannte aus der Aufſchrift Schröter's Hand und glaubte, ſein Freund habe irgend einen Scherz ge-

macht, und ſein Herz war wahrlich jetzt nicht zum Scherzen aufgelegt. Er mußte aber dem ungeduldigen Drängen ſeiner Bertha, die ſich mit ihrer Arbeit zu ihm geſetzt hatte, nachgeben und den Brief öffnen.

Erſtaunt, verwundert las Albert den Brief, ſchweigend blickte er ſein junges Weib an, und als ob er ſich geirrt habe, las er den Brief noch einmal.

„Das Förſterhaus war verkauft," ſchrieb Schröter, „aber widerrechtlich, denn von Rechts wegen gehörte es dem letzten Ritter deſſelben, dem Herrn Alfred von Waldſchloß auf Waldſchloß. Um dieſe Ungerechtigkeit abzuwenden, habe ich das alte Neſt mit Garten und Zubehör, an dem nun einmal Euer närriſches Herz hängt, in Deinem Namen gekauft und der Kaufſchein folgt anbei. Das Waldſchloß iſt jetzt Eigenthum des Herrn Alfred von Waldſchloß und ſeiner ritterlichen Nachkommenſchaft. Daß Du alter Schlingel dieſe meine aufopfernde Liebe gar nicht verdienſt, weißt Du recht gut; übrigens brauchſt Du mir nicht gerührt zu danken, ich komme in einigen Tagen ſelbſt, um zu ſehen, wie es Euch ergeht. Grüß Deine Bertha, die Anna und den Papa.

Dein

Schröter."

Albert reichte den Brief ſeiner Bertha und las den Kaufſchein, der vom Gericht ausgeſtellt und unterſiegelt war, mit demſelben Staunen. Der Kaufſchein war auf ſeinen Namen ausgeſtellt und ſprach ihm und

ſeinen Nachkommen das Förſterhaus mit allem daran haftenden Zubehör als Eigenthum zu.

„Ich begreife nicht," ſprach Albert, der allerdings das Ganze noch nicht zu faſſen vermochte, aber erfreut und jubelnd ſprang Bertha in die Höh' und fiel ihm um den Hals und lachte, weinte, küßte ihn und konnte ſich in ihrer Freude nicht faſſen. Sie rief Anna und den alten Förſter herbei, ſie erzählte ihnen, gab ihnen den Brief zu leſen, und ſowohl in Anna's, wie in des alten Mannes Augen ſtanden Thränen der Freude und Rührung.

Albert ſaß ſchweigend da. Er begriff noch immer das Ganze nicht und es war ihm als ob er träume, da öffnete ſich plötzlich die Thür und Schröter trat ſelbſt ein. Verwundert blieb er in der Thür ſtehen, als er aller Augen mit Thränen gefüllt ſah, aber ſogleich eilten Albert, Bertha, Anna und der Alte auf ihn zu und ehe er ſie begrüßen konnte, hatten ſie ihn ſchon umfaßt, umarmt und zogen ihn in die Stube.

„Aber ſeid Ihr denn Alle närriſch geworden?" rief er endlich, als er den erſten Freudenſturm geduldig an ſich hatte austoben laſſen. „Seid Ihr denn wirklich närriſch? Ich erſchrecke faſt, als ich eintrete, weil ich Alle weinen ſehe und denke, ein großes Unglück hat ſich ereignet, und in denſelben Augenblicke ſtürzen Alle auf mich ein und erſticken mich faſt."

„Soeben haben wir Deinen Brief erhalten," erwiderte Albert, Schröter's Hand drückend.

„Soeben?" fragte Schröter ganz erſtaunt. „Ich glaubte ihn ſchon ſeit mehreren Tagen in Euren Hän-

den; da bin ich freilich in die Tinte mitten hineingekommen; aber nun iſt's genug, nun iſt's genug, ſchont mein Leben," rief er laut und lachend, als die Glücklichen von Neuem auf ihn einſtürmten.

„Aber ich begreife nicht, erkläre mir, Schröter" — ſagte Albert, dem das Ganze noch immer ein Traum zu ſein ſchien.

„Das iſt leicht zu begreifen," erwiderte Schröter lachend, „Du biſt der Herr und Eigenthümer von dem Waldſchloß, damit Baſta!"

„Nein," rief Albert gerührt, „das geht nicht, das darf ich nicht annehmen, das hieße Dich beſtehlen, ich muß Dir zum wenigſten das Geld einſt zurückerſtatten."

Schröter ging auf ihn zu, legte beide Hände auf ſeine Schultern, ſah ihm in die Augen und rief: „Menſch, Albert, Du bleibſt Dein Leben lang ein Eſel. Will ich dem Menſchen hier eine Freude machen und nun gönnt er mir nicht einmal die kleine Freude, ihm das alte Neſt zu ſchenken. Du biſt wirklich ein Eſel, Du alter Junge, nun ſchweig' aber, jetzt habt Ihr mich ſchon genug geplagt. Hätte ich gewußt, daß es ſo kommen würde, ich wäre binnen einem Jahre nicht zu Euch gekommen."

Die Herzen der glücklichen Bewohner des Förſterhauſes waren aber zu erfreut und Schröter mußte trotz alles Sträubens noch einen Sturm des Dankes aushalten. Endlich fügte er ſich und hielt geduldig aus. Als aber Bertha ihren weichen Arm um ſeinen Nacken ſchlang, als er ihre roſigen Lippen auf ſeinem Munde

fühlte, da ward es ihm zu heiß und zu eng in der Bruſt. Eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht und er wand ſich los und eilte ſchleunig zur Thür hinaus, die er von außen verſchloß.

Ohne auf das ungeduldige Rufen und Pochen drinnen zu hören, ging er in des alten Förſters Zimmer und warf ſich auf einen Stuhl, das Geſicht in beiden Händen bergend. Sein Herz ſchlug laut und ungeſtüm, es drohte ihm faſt die Bruſt zu zerſprengen und den Athem zu rauben; aber dies Herz mußte erſt ruhig werden, ehe er ſeinen Freunden wieder gegenübertreten konnte, und mit aller Macht und Faſſung drängte er die in ihm ſtürmenden Gefühle zurück.

Während Schröter ſtill im Zimmer ſaß, hatten die Gefangenen die Thür geſprengt, um Schröter aufzuſuchen. Unbemerkt war Anna in das Zimmer getreten und ſah Schröter das Geſicht in den Händen bergend daſitzen. Er bemerkte ſie nicht. Sie trat auf ihn zu und zog ſchweigend ſeine Hände vom Geſicht. Erſchrocken fuhr Schröter in die Höhe, ſein Geſicht war geröthet, er war verlegen.

„Was fehlt Ihnen, Schröter?“ fragte Anna, ihm ruhig in die Augen ſehend.

„Nichts, nichts, gute Anna,“ gab Schröter haſtig zur Antwort, indem er ſich bemühte, heiter zu erſcheinen, „wirklich nichts. Ich war nur etwas erſchöpft und ermüdet von dem Wege, aber ich habe mich ſchon erholt.“

„Und die Müdigkeit hat Ihnen die Thränen in die

Augen gelockt?" fragte sie weiter, ihn forschend und theilnehmend ansehend.

„Thränen?" wiederholte Schröter halb unwillig und sich schämend, weil das Mädchen sie bemerkt hatte. „Thränen?" wiederholte er nochmals und fuhr mit der Hand über die Augen, „ja wahrhaftig meine Augen sind naß, da sehen Sie die Bescheerung, Sie haben mich vorhin mit Ihren Thränen angesteckt und mir sind die Dinger in die Augen gekommen, ohne daß ich es weiß." Schröter lachte bei diesen Worten, aber dem scharfen weiblichen Blicke Anna's war es nicht verborgen geblieben, daß sein Lachen ein erzwungenes war, daß er eine Gemüthsstimmung vor ihr zu verbergen suchte.

„Und seit wann," fragte sie mit niedergeschlagenen Augen, „glauben Sie vor Ihren Freunden Ihr Herz und Ihre Gefühle zurückdrängen und verbergen zu müssen?"

Schweigend und ergriffen blickte Schröter das vor ihm stehende liebliche Mädchen einen Augenblick an und ergriff ihre Hand. „Seit dem Augenblicke," sprach er ernst und halb in Gedanken, „wo das kleine Ding in der Brust anders zu fühlen sich erlaubt, als mein Verstand ihm vorschreibt. Oder glauben Sie, Anna, daß man seinem Herzen keine Vorschriften machen, daß man es dem Verstande nicht unterwerfen darf?"

„Nein, nein," erwiderte Anna lebhaft und ihm ruhig in die Augen blickend, „dem Herzen darf man keine Fesseln auferlegen, sobald es mit dem Verstande sich

nicht verträgt, hat es schon einen unrechten Weg eingeschlagen.“

„Glückliches Mädchen,“ rief Schröter, „Ihr Herz und Verstand sind noch Eins, möge es nie anders werden; aber kommen, kommen Sie, mein Verstand verlangt, daß ich Albert aufsuche.“

Ein heitererer Abend war seit langer Zeit nicht in dem Försterhause verlebt und Schröter war der ausgelassenste von Allen. Es that ihm wohl, in der Mitte treubefreundeter Menschen sich einmal frei und offen gehen und seiner Heiterkeit frei die Zügel schießen lassen zu können. Erst spät am Abend trennten sie sich, um sich zur Ruhe zu legen.

Es war draußen ein ruhiger, stiller Abend. Hell schien der Mond durch die schattigen Bäume und warf sein bleiches Licht auf den Rasen und die Blumen. Kein Lüftchen regte sich und der Himmel war so blau und unermeßlich weit und die Sterne funkelten so hell an ihm und Alles war feierlich und groß. Arm in Arm traten Albert und Bertha hinaus in die schöne Nacht und gingen schweigend im Garten auf und ab. Ihr Blick wandte sich zum Himmel und wieder zur Erde zurück und überall schaute es ihnen erhaben und feierlich entgegen. Ihre Herzen waren zu voll der Freude und der schönen Nacht, um sich gegenseitig auszusprechen; aber wohin sie ihren Blick wandten, überall tönte es ihnen entgegen: „Wir bleiben hier, wir bleiben bei Euch!“ Das alte Försterhaus, welches sich im Schatten der Bäume barg, rief leise: „Ich bin nicht verkauft, wir bleiben beisammen!“ Und die Bäume und

die Blumen und die Hecke, und die Laube flüsterten es leise nach: „Wir sind nicht verkauft, wir bleiben bei Euch!“ Und jeder Strauch und jeder Grashalm flüsterte und freute sich, und selbst der alte Hirschkopf über der Hausthür freute sich still innerlich, daß er nicht verkauft war. „Wir bleiben hier,“ rief endlich Albert, indem er sein junges Weib an sein Herz drückte, und als sie die Augen zum blauen Himmel und zu den Sternen wandten, tönte es ihnen auch von dort oben zu: „Wir bleiben hier, wir bleiben bei Euch!“ Und der Himmel ward blauer und blauer und die Sterne funkelten heller und heller und ein Windhauch zog leise rauschend durch die Bäume, durch die Blätter, und Alles, Alles stimmte in den Jubelruf der Herzen ein: „Wir bleiben hier, wir bleiben bei Euch!“ —

Die Frommen nehmen sich der Armuth an.

Die Frommen nehmen sich der Armuth an — es ist gewiß ein großer und echt christlicher Gedanke, es ist gewiß das weiteste Gebiet für die Frömmigkeit — allein unwillkürlich machen diese Worte einen bitter ironischen Eindruck, denn sobald die Gedanken in's Leben hinaustreten, oder wir ihnen im Leben begegnen, nehmen sie sich ganz anders aus; so auch hier.

Die arme Familie Fink hatte einen schweren Win-

ter verlebt. Hunger und Kälte, Krankheit und Gram hatte ſie ſchwer heimgeſucht. Heinrich hatte von frühem Morgen bis ſpät Abends fleißig und unermüdlich in der Fabrik des Herrn Otto gearbeitet, er hatte gehofft, der Fabrikherr werde ſeinen Lohn erhöhen, allein der fromme Mann hatte kein Herz für die Armen und deren Noth. Er zahlte jährlich viele Thaler für die Miſſionsvereine, weil er wußte, daß dies öffentlich in den Zeitungen berichtet und ſein Name rühmend dabei genannt wurde, wer hätte aber davon geredet, wenn er dem armen Knaben den Lohn erhöht hätte? Wie konnte dies dazu beitragen, den Ruf ſeiner Frömmigkeit und ſeiner gottesfürchtigen Geſinnungen zu vergrößern?

Der geringe Lohn von achtzehn Neugroſchen wöchentlich vermochte die arme Familie Fink nicht zu erhalten. Die Mutter war krank, die Tochter mußte daheim bleiben und ſie pflegen, da blieb nichts weiter übrig, als daß der jüngſte Sohn betteln gehen mußte. Es war ein ſchwerer Entſchluß für die arme Wittwe, aber der Hunger ihrer Kinder ſchnitt ihr noch tiefer in's Herz. Ihr Kind bettelte ja nicht um Geld, ſondern nur um ein Stück Brot, ſeinen Hunger zu ſtillen, und mitleidige Menſchen verſagten es ihm nicht.

Der Frühling war gekommen und hatte Wieſen und Wald mit friſchem Grün und mit Blumen geſchmückt, aber in den Herzen der armen Familie hatten all' ſeine warmen milden Strahlen keinen einzigen grünen Halm der Hoffnung hervorgerufen, und mochten die Knospen an den Bäumen und Blumen ſchwellen und ſich öffnen, das Herz des Fabrikherrn war kalt und verſchloſſen

gegen das Mitleiden geblieben; — „ein Stein," ſagt Heine ſo wahr, „athmet nicht, wenn ihn auch die Sonne beſcheint."

Heinrichs Schweſter brachte ihm, da er des Mittags nicht heimkehrte, öfter einen Teller voll warmer Suppe in die Fabrik, an welcher der arme Knabe ſich erquickte. Das Mädchen war hoch und ſchlank gewachſen, ſein Geſicht war ſchön und ſeine bleichen Wangen erhöhten noch den Glanz ſeiner dunkeln ſchwarzen Augen. Mit Verwunderung hatte der Fabrikherr das Mädchen eines Tages erblickt, als ſie ihrem Bruder das Mittagsbrot brachte und von ſeinem Aufſeher Anton erfuhr er, daß das Mädchen des armen Knaben Schweſter ſei.

Als am folgenden Sonnabend Abend der Wochenlohn ausgezahlt wurde, war der Fabrikherr auffallend freundlicher gegen Heinrich, er lobte ihn wegen ſeines Fleißes und zahlte ihm zwei Thaler Lohn, den er von jetzt an immer zu geben verſprach, wenn er fleißig und folgſam bliebe. Mit aufrichtigem Herzen verſprach es Heinrich und mit vor Freude klopfendem Herzen eilte er heim. Als er ſeiner Mutter den Wochenlohn in den Schooß legte und ihr freudiges Erſtaunen über den erhöhten Betrag bemerkte, trat eine Freudenthräne in ſeine Augen und er ging an das Fenſter, um die Thräne zu verbergen. Er hatte noch nie ein ſolches Glück wie an dieſem Abende empfunden, und Hoffnung und friſcher Muth kehrte in die Herzen der armen Familie ein. Der Sonntag war ein Freudenfeſt für ſie und als die Kinder am Nachmittage die ſchwache Mutter vor die Thür des Hauſes führten und als ſie alle im

Sonnenſchein beiſammen ſaßen, da empfanden ſie erſt wie mild und warm die Frühlingsſonne ſchien, und die blühenden Bäume und das grüne Gras mit dem kleinen weißen Marienblümchen darin lachte ihnen freundlich entgegen und es erſchien ihnen Alles ſchöner und friſcher, weil ihre Herzen freudiger und friſcher waren.

Mit neuem Muthe und neuer Luſt kehrte Heinrich am Montag Morgen an ſeine Arbeit zurück, und wie leicht ward ihm jetzt die Arbeit, nun er wußte, daß ſie ihm einen reichlicheren Lohn brachte, der genügte, um die Noth von den Seinen zu wenden. Groß war aber ſein Staunen, als er am Abend heimkehrte und ſeine Mutter und die Geſchwiſter ihm erzählten, daß der Fabrikherr an dem Tage in eigener Perſon bei ihnen geweſen ſei, ſich theilnehmend nach dem Geſchick der armen Familie erkundigt und der Wittwe ſeinen ferneren Beiſtand verſprochen habe. Er habe auch Heinreichs Fleiß gelobt und geſagt, der Heiland ſelbſt habe ihn in die Hütte der Armuth gewieſen, und in ſeinem Namen wolle er ihnen helfen. Das freundliche fromme Benehmen des Fabrikherrn hatte die arme Frau getäuſcht und bethört. „Er kann nicht ſo ſchlecht ſein, als die Leute ihn ſchildern," ſprach die Frau, „was könnte ihn treiben, zu uns zu kommen, wie könnte er den Namen des Heilandes nennen, wenn ſein Herz es nicht ehrlich meinte."

Heinrich vermochte das Ganze noch nicht zu begreifen, er hatte bis jetzt geſchwiegen, endlich ſagte er: „Aber unſer ſeliger Vater hat geſagt, daß die Frömmig-

keit des Fabrikherrn eitel Heuchelei und Schein sei, und daß sein Herz kein Mitleiden kenne, und der Vater hat nie gelogen."

„Nein, Kind," erwiderte die Mutter, „das hat er nicht, aber er konnte sich irren, er konnte ihn verkennen. Hast Du doch selbst an seine Aufrichtigkeit geglaubt, als er Dir den Arbeitslohn erhöht hatte."

„Nein, das habe ich nicht," entgegnete der Knabe, „ich war der festen Ueberzeugung, daß der Meister Anton es bewirkt habe."

Der Fabrikherr kam jetzt öfter in die Hütte der armen Witwe und unterstützte sie auch. Seine frommen Reden hielt sie für Aufrichtigkeit und tadelte oft ihren Sohn, der sie für Heuchelei hielt, weil sein Vater den Fabrikherrn so geschildert hatte, und seines verstorbenen Vaters Worten glaubte er fest. Weshalb des Fabrikherrn Benehmen gegen ihn und seine Mutter ein ganz anderes geworden war, vermochte er sich nicht zu erklären, konnte aber einen in ihm aufsteigenden Argwohn um so weniger unterdrücken, je mehr er darüber nachdachte, und hätten nicht die Seinen durch diese Unterstützungen einige Erleichterungen erhalten, er würde sein früheres ärmeres Loos zurückgewünscht haben. Der Fabrikherr hatte die Aeußerung gegen seine Mutter fallen lassen, daß er gern bereit sei, ihre Tochter Elisabeth in sein Haus zu nehmen, allein dagegen protestirte Heinrich mit allen Kräften.

„Du verkennst den Fabrikherrn ebenso sehr wie Dein seliger Vater," sprach seine Mutter zu ihm, die durch die Freundlichkeit desselben ganz für ihn eingenommen

war. Dieſer Vorwurf ſchmerzte den Knaben tief, denn das Andenken an ſeinen Vater war ihm heilig und theuer.

Wenige Tage darauf beſuchte der Fabrikherr wieder die Wittwe und da ſie ſo weit hergeſtellt war, daß ſie ihre Tochter entbehren konnte, machte er ihr das Anerbieten, dieſelbe ſeinem Bruder, dem Paſtor zu überlaſſen, der ein gutes, junges Mädchen zu ſich zu nehmen wünſche, damit daſſelbe ſeine Frau in den häuslichen Geſchäften unterſtütze. „Mein Bruder," ſprach der Fabrikherr, „iſt ein frommer, gottesfürchtiger Mann, er wird das Mädchen wie ſein Kind behandeln und behüten und wird ſie zugleich in der Lehre des Herrn und Heilandes unterweiſen, damit auch ſie der Seligkeit in Chriſto durch den Glauben theilhaftig wird. Es wäre eine Sünde gegen Euer Kind, wenn Ihr demſelben die Gelegenheit, den Heiland zu erkennen und in ihm zu wandeln, entziehen würdet."

Mit Freuden ſagte die Mutter „Ja." Ein beſſeres Loos konnte ſie für ihr Kind ja nicht wünſchen und ſie beurtheilte den Paſtor Otto nach ſeinem heiligen Amte ſo günſtig und hoch, daß ſie es als ein Glück anſah, daß ihr Kind in das Haus und unter die Obhut eines Pfarrers komme.

Heinrich war mit dem Entſchluſſe ſeiner Mutter einverſtanden, denn einen Pfarrer war er gewöhnt hochzuachten und konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein Mann anders zu leben und zu handeln vermöge, als er von der Kanzel herab zu den Leuten predige. Er ermahne ja die Gemeinde, an Gottes Wort zu glauben und

darnach zu handeln, folglich müſſe er es doch ſelbſt auch thun.

Glückliche Unſchuld, welche die Perſon noch nach dem Amte, das ſie bekleidet, beurtheilt, glückliches Alter, bei welchem Reden und Handeln noch Eins ſind und beide aus demſelben Quell, dem Herzen, fließen! Einſt kommt die Zeit, wo Du nicht mehr handeln kannſt wie ein Kind, weil Du nicht mehr kindlich denken und fühlen darfſt, dann wirſt Du auch gewahr werden, daß Denken, Reden und Handeln im Leben nicht drei Geſchwiſter, ſondern drei Gegenſätze ſind, von denen ein jeder ſein beſonderes Ziel im Auge hat und verfolgt, dann aber, wenn Du dies erkannt haſt, wird auch der ſchönſte Theil Deines Glaubens und Vertrauens an die Menſchheit geſchwunden ſein!

Wenige Tage darauf holte Pfarrer Otto Eliſabeth aus dem Hauſe und den Armen ihrer Mutter ab. Die Freundlichkeit des Pfarrers nahm das Herz der Mutter gefangen und ſie dankte Gott, daß er ſo väterlich für ihr Kind geſorgt und dieſes der Obhut eines ſo freundlichen und frommen Mannes anvertraut habe.

Ein neues Leben begann für Eliſabeth in dem Hauſe des Pfarrers, das ihr anfangs freilich ungewohnt und drückend genug vorkam. Zu Haus hatte ſie, wie ſie von ihren Eltern gelehrt war, Morgens und Abends ein ſtilles Gebet geſprochen, unbemerkt, für ihr Herz und Gott allein; in dem Hauſe des Pfarrers mußte Morgens und Abends zu beſtimmter Stunde von jedem Hausbewohner ein von dem Pfarrer vorgeſchriebenes Gebet mit lauter Stimme und auf den Knieen

hergeſagt werden. Wie ungewohnt kam dem unſchuldigen Mädchen dies vor. Es ſchien ihr, als ob dieſes Beten nicht ein Bedürfniß des Herzens, ſondern ein auf eine beſtimmte Stunde des Tages feſtgeſetzter Theil des Tagewerkes ſei, das Gebet ward in ihren Augen dadurch herabgeſetzt, es verlor das innig Poetiſche und Tröſtende, es ward in Feſſeln gelegt, zu einer alltäglichen Pflicht, zur Gewohnheit. Sie lernte zum erſten Male in ihrem Leben ein Gebet herſprechen, ohne ſich Etwas dabei zu denken, denn ſchon der einzige Umſtand, daß ſie es laut, im Beiſein Anderer ſprechen mußte, hinderte ſie, ihre Gedanken ruhig in das Gebet zu verſenken und zu Gott empor zu richten.

Der Pfarrer pflegte nach jedem Gebet eine bald kürzere, bald längere Anrede an die Verſammelten zu halten. Er eiferte dagegen, daß manche Menſchen glaubten, ſie müßten im Stillen und wenn ſie dazu aufgelegt ſeien beten, aber ein ſolches Gebet ſei nur ein Götzendienſt ihres Egoismus, ein Götzendienſt des eigenen Herzens, ein ſolches Gebet ſei gottlos und Gott nicht wohlgefällig. Gott verlange, daß der Menſch zu ihm bete, der Menſch müſſe ſich zum Gebet zwingen, auch wenn er nicht dazu aufgelegt ſei, das Gebet ſei ein Dienſt, den er dem Heilande darbringe und ſchuldig ſei, weil dieſer für die Sünden der Menſchen freiwillig in den Tod gegangen und darauf auferſtanden und gen Himmel gefahren ſei. Der Körper verlange täglich Speiſe und Trank, ebenſo verlange der Heiland täglich das Gebet. Der Menſch müſſe eine beſtimmte Stunde zum Gebet wählen, damit dieſer Zwang ihm

läſtig werde, und erſt dann, wenn er mit Widerwillen zum Gebet niederkniee und trotz dieſes Widerwillens bete, dann habe er wahrhaft gebetet, weil er dann die Stimme ſeines Fleiſches zurückgedrängt und ſich dem Dienſt des Heilandes untergeordnet habe, dann werde aber auch der Heiland das Gebet erhören und die Sünden vergeben.

Eliſabeth begriff ſolche Worte nicht, ihr Herz fühlte ganz anders, aber durfte ſie den Worten des Pfarrers widerſprechen, konnten ſeine Worte die Unwahrheit ausdrücken, da er ein von Gott in ſein Amt geſetzter Geiſtlicher war! Mehr und mehr drängte ſie aus frommer Scheu die Stimme ihres eigenen Herzens zurück und mehr und mehr verlernte ſie zu beten, weil ſie beten mußte.

Der Pfarrer widmete Eliſabeth eine größere Sorgfalt und behandelte ſie mit einer größeren Aufmerkſamkeit, als ſie erwartet hatte und als ihr, der Dienerin im Hauſe, zukam. Er ertheilte ihr zugleich mit mehreren jungen Mädchen aus dem Dorfe täglich eine Stunde religiöſen Unterricht, und wunderſame Dinge vernahm ſie in dieſen Stunden, die ihr unſchuldiges Herz nicht zu begreifen vermochte. Manches verſtand ſie auch nicht, aber ſie behielt doch die Worte in ihrem Gedächtniß.

Pfarrer Otto ließ in ſolchen Stunden ſeinem Eifer gegen die Freiſinnigen und Nationaliſten freien Lauf, er ſtellte ſie nicht blos als Ketzer dar, ſondern als Teufel und malte den Ort, in den ſie einſt kommen würden, noch ſchrecklicher als die Hölle. „Sie ſind ohne alle Rettung für ewig verloren," ſprach er, „denn ſie haben

keinen Glauben und nur für Den, welcher Glauben hat, ist der Heiland in den Tod gegangen, nur Deren Sünden sind vergeben," und er sprach über die unendliche Gnade des Heilandes und Gottes. „Für unsre Sünden," rief er scheinbar begeistert, „ist Gott Fleisch und Blut geworden und für uns selbst in den Tod gegangen, ja seine Gnade ist so unendlich, daß es Gott und dem Heilande lieb ist, wenn wir sündigen, ja sie selbst machen den Menschen zum Sünder, sie selbst lassen ihn sündigen, nur um ihn wieder erlösen und ihrer Gnade theilhaftig werden lassen zu können. Eine sündige gefallene Jungfrau, welche Glauben hat, ist Gott lieber als eine sittenreine Jungfrau, welche keinen Glauben hat, jene wird er erlösen, diese aber ist für ewig verdammt. Ja, ein Mensch, der wahrhaften Glauben an den Heiland und seine Wunden hat, der kann gar nicht sündigen, denn alle Sünden sind ihm seines Glaubens wegen schon im Voraus vergeben. Die Mutter des Heilandes selbst blieb eine reine Jungfrau, trotzdem daß sie geboren hatte, weil sie Glauben hatte, und auch Ihr," wandte er sich zu den Mädchen, „könnt nicht sündigen, Ihr könnt nicht fallen, so lange Ihr Glauben habt. Glaubt und jede Schwachheit des Fleisches ist Euch schon im Voraus vergeben, ja Ihr thut dem Heilande einen Wohlgefallen dadurch, wenn Ihr schwach im Fleische seid und im Fleische sündiget, denn Ihr gebt ihm dadurch Gelegenheit, Euch im Geiste zu erlösen um Eures Glaubens willen."

Wenn der fromme Pfarrer Otto auf solche Weise sich in seinen Religionsstunden ausgesprochen hatte, und

er that es faſt täglich, dann ließ er ſich wie erſchöpft auf einen Stuhl nieder, ſeine Stimme ward ſanft und leiſe, er nannte die Mädchen nur „fromme Schweſtern in dem Herrn“ und forderte ſie auf, ihm den Kuß der Liebe in dem Herrn zu geben. Und wenn die Mädchen errötheten und ſeiner Forderung nicht Folge leiſteten, ſo ſtand er auf und küßte ſie auf den Mund und drückte ſie feſt und ſinnlich an ſeine Bruſt. Und die Mädchen wagten aus frommer Scheu nicht, ſich zu ſträuben; ſprach auch die Stimme ihres Herzens dagegen, dieſe Stimme war ja nur ein Götze der Eigenliebe, und was der fromme Pfarrer thue, glaubten ſie, ſei recht; er war ja weit und breit berühmt wegen ſeiner Frömmigkeit, durften ſie daran zweifeln? Aber der Samen, den der Pfarrer anfangs vorſichtig und leiſe in ihre Herzen geſtreut, nachher immer dreiſter und kühner, keimte und wuchs ſchnell hervor und überwucherte alle Pflanzen der Vernunft und der inneren ſittlichen Stimme, es war ja weiter kein Gärtner über den Garten ihres Herzens geſetzt als der Pfarrer, und der wollte es ſo. Ihm mußten ſie ihre geheimſten Gedanken und Gefühle beichten und ſobald ſie nur Glauben hatten, verzieh er ihnen Alles im Namen des Heilandes.

Der Fabrikherr Otto beſuchte jetzt öfter, als er früher gethan, ſeinen Bruder und mit Freude vernahm er, daß Eliſabeth eine fromme, gläubige Magd geworden ſei, und er war freundlich und zuvorkommend gegen ſie. Durch ihn erfuhr der Pfarrer auch zuerſt, daß Schröter für das von den Juden geliehene Geld das alte Förſterhaus gekauft und es auf Richter's

Namen habe ſchreiben laſſen, und er knirſchte vor Wuth, denn nun waren all ſeine Pläne, Schröter zu verderben, vernichtet, und ſo viel die beiden Brüder nachſannen, einen neuen Plan vermochten ſie für den Augenblick nicht zu entwerfen, ſie beſchloſſen indeß, daß der Jude Schröter die dargeliehene Summe unverzüglich kündigen ſolle, um Schröter dadurch wenigſtens in eine unangenehme Verlegenheit zu bringen.

Ohne es aber zu ahnen, hatten ſie Schröter dadurch nur einen Gefallen erwieſen, denn es war ihm ſelbſt unangenehm, daß er ſich, vom Augenblicke gedrängt, an den Juden gewandt hatte, aber er dachte damals nur daran, ſeinem Freunde eine Ueberraſchung zu bereiten. Noch vor dem gekündigten Termin zahlte Schröter dem Juden das Geld, welches ihm ein Freund in der Stadt geliehen hatte, zurück, und auf ſein Drängen geſtand ihm der Jude, daß er das Geld von dem Pfarrer Otto empfangen, und daß dieſer es zurück verlangt habe. — Schröter mußte über den Gefallen, den ihm Otto wider ſeinen Willen erwieſen, lachen, aber er ward auch zugleich darauf aufmerkſam, wie fein und heimlich der fromme Mann die Schlingen legte, in denen er ihn zu fangen gedachte. Je mehr er ihn aber verachtete, um ſo weniger fürchtete er ihn. Er wußte indeß, daß Otto ſeinen Freund Richter ebenſo haſſe, wie ihn ſelbſt und für Richter war er beſorgt. „Dieſer gute Junge," ſprach er zu ſich ſelbſt, „iſt nicht dazu gewappnet, ſolchen Niederträchtigkeiten zu begegnen. Weil er ſelbſt eine ſo treue, ehrliche Haut iſt, traut er auch anderen Menſchen ſtets das Beſte zu und er ließe ſich offen fangen, da

muß ich ſelbſt für ihn Sorge tragen. Er ſitzt zwar einſtweilen auf ſeinem alten Waldſchoſſe ſicher und warm, aber es kann ihn nicht ernähren, wenn ſeine Schriftſtellerei einmal nicht blühen und Frucht tragen will und das kann leicht kommen, denn die Buchhändler haben oft Launen, die eben ſo groß ſind als die Lücken in ihren Geldbeuteln. Ich muß für ihn ſorgen, er muß trotz Otto und Conſiſtorium eine Pfarrſtelle haben, eine gute bequeme Stelle; Ellis muß ſie ihm verſchaffen."

Schröter beſchloß, ſogleich in den nächſten Tagen nach der Stadt zu reiſen und dem Herrn Conſiſtorialrath einen Beſuch abzuſtatten; ein unvorhergeſehener Vorfall kam indeß hinzu, um dieſen Vorſatz zu beſchleunigen. —

Dieſes Mal iſt er unſchuldig.

Schröter hatte den Paſtor Binder beſucht und da es, als er wieder heimkehren wollte, heftig an zu regnen fing, hatte er den Bitten des kleinen Pfarrers nachgegeben und war die Nacht über bei ihm geblieben. Als er am folgenden Morgen heimkehrte und in ſein Zimmer trat, bemerkte er zu ſeinen Schrecken, daß ſein Schreibſecretair erbrochen war. Bei genauerem Nachſehen fand er, daß ſämmliche Schreibereien, Briefe und eine nicht unerhebliche Summe Geldes geſtohlen waren.

Eine daneben ſtehende Commode war gleichfalls erbrochen. Die darin liegenden Kleidungsſtücke waren durchſucht und lagen in Unordnung, von ihnen fehlte indeß keins. Mehre werthvolle Gegenſtände des Zimmers waren gleichfalls unberührt gelaſſen, und aus allen dieſen Zeichen vermuthete Schröter, daß der Dieb, der eine Fenſterſcheibe eingedrückt hatte und dann durch das geöffnete Fenſter in die Stube geſtiegen war, kein gewöhnlicher Spitzbube ſei und es vorzugsweiſe auf ſeine Schreibereien und Briefe abgeſehen habe. Eine ſilberne Uhr, welche gleichfalls offen in dem Secretair gelegen, war nicht mit geſtohlen.

Da unter den Briefen ſich auch die befunden hatten, welche von dem Conſiſtorialrath Ellis herrührten und mit denen er dieſen eingeſchüchtert hatte, ſo fiel ſogleich der Verdacht auf dieſen.

„Ja, warten Sie nur, Sie ſchlauer Herr Conſiſtorialrath," rief Schröter, „das war zu grob angelegt; die Fährte führt zu deutlich in Ihren Bau, als daß ich ſie nicht ſogleich hätte finden ſollen. Sie glauben nun ſicher vor mir zu ſein, nun ich nicht mehr im Beſitz Ihrer Briefe bin, aber es ſoll Ihnen wenig helfen, denn denjenigen Brief, der Ihren edlen Charakter am beſten und meiſten bloslegt, den habe ich noch, und er allein würde hinreichen, Sie in's Zuchthaus zu fördern. — Aber dumm, dumm, daß auch meine übrigen Briefe und namentlich mein Tagebuch mit geſtohlen ſind. Es ſteht zwar keine ſolche Schandthat darin, wie in den Briefen des Herrn Conſiſtorialraths, aber ich habe ſoviel dummes Zeug darin geſchrieben, was für keinen Anderen

beſtimmt war. — Siehſt Du Schröter," fuhr er nach kurzer Zeit zu ſich ſelbſt fort, „ſiehſt Du nun endlich ein, daß du ein ſehr großer Narr geweſen biſt, all' Deine Gedanken und Gefühle ſtets zu Papier zu bringen, als ob ſie gedruckt und der dankbaren Nachwelt überliefert werden ſollten. — Du glaubteſt, es werde ſie nie Jemand zu Geſicht bekommen und nun ſitzt der Herr Conſiſtorialrath vielleicht ſchon darüber und macht Studien daraus. Nun ſiehſt Du, was Du für ein dummer Eſel geweſen biſt," und er ſchlug ſich bei dieſen Worten vor die Stirn. Mit der ihm eigenthümlichen Entſchloſſenheit ſetzte er ſich jedoch ſchnell über ſeinen Verluſt hinweg und ſann ſogleich über die Schritte, die er nun zu thun habe, nach.

Er beſchloß dem Gerichte keine Anzeige davon zu machen, „denn," ſagte er zu ſich ſelbſt, „erſtens hilft es zu nichts, und wenn es wider Vermuthen etwas helfen ſollte, ſo würde das Gericht in den Beſitz Deiner Papiere und Briefe kommen und ſie vielleicht leſen, was Dir noch unangenehmer wäre, als der jetzige Verluſt; zudem gönne ich auch den vertrockneten Actenköpfen den Genuß nicht, in meinem Tagebuche zu blättern und ſchöne Gedanken daraus zu ſchöpfen. Ich ſelbſt will die Nachforſchungen anſtellen; ſelbſt iſt der Mann," und er ſteckte den Brief des Conſiſtorialraths in die Taſche, ſchwang ſich auf ſein Pferd und eilte der Stadt zu.

Sogleich am folgenden Morgen ging er zu Ellis, der ihn mit zuvorkommender Artigkeit empfing. Schröter ſchaute ihm forſchend in die Augen, aber er vermochte

aus dem kummervollen ängstlichen Gesichte desselben nichts zu lesen.

„Sie ahnen vielleicht, weshalb ich zu Ihnen komme, Herr Consistorialrath Ellis?“ brach Schröter das Schweigen.

„Nein, Herr Schröter, nein, ich weiß es nicht,“ erwiderte der Consistorialrath.

„Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath, besinnen Sie sich, Sie wissen es und müssen es wissen,“ sprach Schröter, indem er ihm fest in's Auge blickte.

„Ich weiß es nicht. Betrifft es die Herrn Richter von mir zugesagte Pfarrstelle, so ist es mir bis jetzt noch nicht möglich gewesen, mein Versprechen zu halten.“

„Daß meine ich zunächst nicht,“ entgegnete Schröter, „es giebt noch eine andere und mich selbst betreffende Angelegenheit.“

„Ich weiß wirklich keine,“ wiederholte der Consistorialrath.

„Nicht? Nun ich will Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Ich bin vorige Nacht bestohlen, Herr Consistorialrath,“ sprach Schröter, ihn forschend ansehend, „alle meine Papiere und Briefe sind mir entwendet, und — auch Ihre Briefe sind darunter.“

„Meine Briefe,“ fragte der Consistorialrath sichtbar erschrocken, „meine Briefe?“

„Ja wohl, Ihre Briefe, außer diesem einen, der indeß hinreicht, Alles aufzudecken, wenn Sie mich nöthigen, das Gericht in Anspruch zu nehmen. Und Sie wissen von diesem Diebstahl nichts, Herr Consistorialrath, Sie wissen gar nichts von ihm?“

„So wahr ein Gott über mir iſt," betheuerte Ellis, die Hand auf das Herz legend, „ich weiß nichts davon."

„Ich bitte Sie, Herr Conſiſtorialrath," erwiderte Schröter mit verachtendem Lächeln, „ſchwören Sie nicht, denn um ſo weniger bin ich geneigt, Ihnen zu glauben, berufen Sie ſich nicht auf Gott, da ich weiß, Sie glauben nicht an ihn."

Der Conſiſtorialrath ſprang unwillig auf. „Herr Schröter," ſagte er mit lauter und ernſter Stimme, indem er würdevoll vor ihn hintrat, „ich habe mich ſchwer vergangen, ich habe ſchwer gebüßt und bin gedemüthigt dadurch, daß ich in Ihre Hand und Ihren Spott gegeben bin; aber ich habe mit meinem früheren Leben abgeſchloſſen und hoffe durch ein bußfertiges Leben Gottes Vergebung zu erlangen. Rütteln Sie nicht an meinem Glauben an einen Gott, ich habe viel von Ihnen ertragen, aber dies werde ich nicht ertragen, ich werde es nicht. Ich erwarte Vergebung von Gottes Gnade und ich glaube an einen Gott über uns."

Schröter ſchwieg einen Augenblick. Die Art und Weiſe, in welcher der Conſiſtorialrath ihm ſo entſchloſſen entgegentrat, gefiel ihm; aber er war noch nicht mit ſich Eins, ob dieſe Entſchloſſenheit wirklich ein Ausdruck der Wahrheit oder nur eine um ſo größere Frechheit ſei. „Alſo nur weil Sie Gnade erwarten," erwiderte er ruhig, „glauben Sie an Gott, nur deshalb, und nicht aus innerem Drange?"

„Nein, nein," rief Ellis, aus wirklichem inneren Drange. „Mag mich auch das Bewußtſein meiner Schuld erſt zu Gott zurück geführt haben; ich will es nicht

läugnen, ich bin lange Zeit verblendet geweſen, aber jetzt iſt mein Glaube ein wahrhaftiger und er gilt mir höher als Amt und Stellung, als Ehre und Leben; ich laſſe nicht an ihm rütteln, auch von Ihnen nicht, junger Mann, mag es kommen wie es will, ich bin ſchon unglücklich genug!"

Der Conſiſtorialrath hatte dieſe Worte mit großer Heftigkeit geſprochen, ſeine bleichen Wangen hatten ſich geröthet und er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Nicht ohne innere Bewegung ſchaute Schröter ihn an. „Herr Conſiſtorialrath," ſprach er endlich, „ich habe der frommen Heuchelei geſpottet, ich weiß aber das Unglück, auch wenn es ſelbſt verſchuldet iſt, zu achten, iſt Ihre Geſinnung wirklich ſo, wie Sie geſprochen, ſo werde ich Ihnen zuerſt die Hand wieder darreichen; aber jetzt ſprechen Sie aufrichtig, wiſſen Sie um den Diebſtahl? Bedenken Sie, daß Sie keinen Gewinn daraus zu ziehen vermögen, ſo lange ich im Beſitz dieſes einen Briefes bin; ſprechen Sie aufrichtig!"

„Nein, ich weiß nichts davon, ſo wahr mir Gott helfen möge," erwiderte der Conſiſtorialrath mit ernſter, ruhiger Stimme.

„Ich glaube Ihnen," ſprach Schröter, „Ihre eigenen Briefe ſind mir mit entwendet, es muß deshalb auch Ihnen daran gelegen ſein, den Thäter zu entdecken, und ich bitte Sie, ganz im Geheimen Alles anzuwenden, um zu erfahren, wer der Dieb iſt."

„Haben Sie keine Vermuthung, keinen Verdacht?" fragte Ellis.

„Ich hatte einen, aber ich habe mich geirrt, und es ist mir sehr lieb, daß ich mich geirrt habe. Es ist kein gewöhnlicher Dieb gewesen, Werthsachen hat er unberührt gelassen, nur mein Geld und meine sämmtlichen Papiere und Briefe hat er mit sich genommen."

„Und wem könnte vor Allem daran gelegen sein, Ihre Papiere und Briefe zu besitzen?" fragte Ellis weiter.

„Außer Ihnen weiß ich in der That Niemand," antwortete Schröter, „denn daß sich Briefe von Ihnen dabei befanden, wußte außer Ihnen Niemand, und meine Papiere und Briefe sind für jeden Anderen ohne allen Werth, wenn ich sie auch sehr ungern misse."

„Nehmen Sie die Hilfe der Polizei in Anspruch," rieth Ellis, aber Schröter erwiderte ihm lächelnd: „Sie vergessen, daß Ihre Briefe dabei sind, und daß die Polizei sie wahrscheinlich lesen würde. Um Ihretwillen werde ich es nicht thun."

Eine verlegene Röthe überflog das Gesicht des Consistorialraths; er versprach indeß, Alles, was in seiner Macht stände, zur Ermittelung des Diebes aufzuwenden.

„Ihr eigenes Interesse erfordert es," sprach Schröter, „aber ich habe noch eine Bitte an Sie zu richten, sie betrifft meinen Freund Richter. Haben Sie noch keine Stelle für ihn? Er ist zwar für den Augenblick hinlänglich versorgt, aber er selbst würde ruhiger leben, wenn er eine sichere Stelle hätte, deshalb wünsche ich es sehr; Sie können ihm dreist eine Pfarre anver-

trauen, er iſt beſſer, als Sie denken," fügte er lächelnd hinzu.

„Bis jetzt war es mir unmöglich, mein Verſprechen zu löſen," erwiderte Ellis, „aber jetzt iſt die Stelle in D. vacant und ich werde Alles aufbieten, daß Ihr Freund ſie erhält."

„Gut, gut, Herr Conſiſtorialrath, thun Sie das, ich werde dann nicht undankbar gegen Sie ſein. Die Stelle in D. entſpricht ganz meinen und Richters Wünſchen."

„Iſt es wahr," fragte Ellis nach kurzem Schweigen, „daß Sie für Ihren Freund das alte Förſterhaus gekauft und es ihm geſchenkt haben?"

„Ja."

„Und wodurch iſt Richter Ihnen ein ſo lieber Freund geworden, daß Sie ihm ein ſolches Opfer bringen?"

„Ich habe ihm kein Opfer gebracht," gab Schröter zur Antwort; „oder iſt es ein Opfer, wenn wir unſeren Freunden beiſtehen und ihnen eine Freude machen wollen? Richter iſt mein Freund, weil er ein kreuzbraver und treuer Menſch iſt."

„Ich glaube, ich habe Sie beide verkannt," erwiderte Ellis.

„Und aus welchem Grunde?" fragte Schröter.

„Weil der Paſtor Otto Sie mir einſt ganz anders geſchildert hatte, und ihm habe ich geglaubt, weil er ein frommer junger Mann war; ich ſehe, auch er hat Sie verkannt."

„Nein, er hat uns nicht verkannt," rief Schröter, „ſondern er hat uns nur verleumdet, ich kenne den er-

bärmlichen Menſchen — doch genug davon!“ Schröter brach das Geſpräch ab und verließ den Conſiſtorialrath.

Schröter verhehlte ſich nicht, welch' große Schwierigkeiten ihm die Entdeckung des Diebes machen würde. „Aber der Zufall,“ dachte er, „iſt uns oft günſtiger als alles Nachdenken und Forſchen,“ und er begab ſich in verſchiedene Wirthshäuſer und Reſtaurationen in der Hoffnung, daß der Zufall ihm irgend einen Wink, der ihn auf die richtige Fährte leite, an die Hand geben werde, aber all' ſein Forſchen blieb vergeblich. Ehe er indeß die Stadt verließ, begab er ſich zu einem alten Univerſitätsfreunde, der die gelehrte Laufbahn verlaſſen hatte, oder, wie er zu ſagen pflegte, von ſeinem Unglücksſtern gewaltſam davon zurückgedrängt war, weil es außer allem Zweifel geweſen ſei, daß er ſonſt ein äußerſt gelehrter und berühmter Mann geworden wäre, und das habe ihm ſein Unglücksſtern nicht gegönnt. Marcus, ſo hieß der Unglückliche, war nämlich wegen verſchiedener loſer Studentenſtreiche dreimal von der Univerſität relegirt, nachdem er zuvor unzählige Male auf dem Karzer geſeſſen, ſo daß ſeine Bekannten ſcherzend von ihm ſagten, er habe nur die Univerſität bezogen, um Karzerſtudien zu machen. Er gab deshalb nach ſo vieler Tücke ſeines Unglücksſternes die gelehrte Laufbahn auf und um zugleich ſeinem Glücksſterne, — denn Marcus behauptete, jeden Menſchen begleite auf ſeiner Lebensbahn ein Glücks- und ein Unglücksſtern — Gelegenheit darzubieten, ſich ihm günſtig zu erweiſen, ward er Lotteriecollecteur, und da er ein äußerſt gewandter,

mit allen Kniffen des Lebens vertrauter Kopf war, ſtand er ſich ſehr gut dabei. Seine Glücks- oder Lotteriepfarre, pflegte er zu ſagen, gebe er nicht für die fetteſte Superintendentur des ganzen Landes hin, denn für ihn gebe es keine Nieten.

Als Schröter in das Zimmer ſeines Bekannten Marcus trat, das keineswegs den Eindruck großer Ordnung machte, fand er ihn auf das Sopha ausgeſtreckt und eine Cigarre rauchend, während eine faſt geleerte Flaſche mit Wein auf dem Tiſch neben ihm ſtand.

Sobald er Schröter erblickte, ſprang er erfreut auf und eilte ihm entgegen. „Sei gegrüßt, Du alter Burſch',“ rief er im ſcherzhaft poetiſchen Tone, „welcher Glücksſtern führt Dich zu mir, dem Propheten des Glückes?“

„Mein Unglücksſtern führt mich zu Dir,“ erwiderte Schröter in der Redeweiſe ſeines Bekannten, „mein Unglücksſtern.“

„Ha, ha, ich verſtehe,“ lachte Jener, „und nun willſt Du Dir bei mir Glück holen, recht ſo; aber nun komm' und ſetz' Dich, wir wollen einmal wieder zuſammen anſtoßen,“ und er holte ſchnell eine neue Flaſche Wein hervor und füllte die Gläſer. „Die alten Zeiten!“ rief er, indem er das Glas emporhob und mit Schröter anſtieß.

„Die alten Zeiten kommen nimmer wieder,“ entgegnete Schröter, der bei der Erinnerung an die Vergangenheit in Gedanken verſank. „Sie kommen nie wieder,“ wiederholte er, „und ſie waren doch ſchön!“

„Dem Teufel auch waren ſie ſchön, abgeſehen von der Malice meines Unglücksſternes,“ rief Marcus, dem

der halbwehmüthige Ton Schröters nicht behagte „ich möchte sie noch einmal durchmachen, selbst mit Karzer und Relegation, aber Geld müßte ich haben, unendlich viel Geld, dann sollte ein flottes Leben beginnen."

Schröter schüttelte mit dem Kopfe. „Die Zeiten waren schön, aber ich glaube, ich würde jetzt nicht mehr für sie taugen."

„Hast Du etwa das Trinken verlernt?" lachte Marcus, indem er die Gläser von Neuem füllte.

„Nein, das Trinken nicht, aber das Zechen, das Zechen so nach rechter freier Herzenslust, frei, ohne Gedanken, ohne Sorgen," erwiderte Schröter.

„Und seit wann hast Du Sorgen?"

„Der Mensch macht sich welche, wenn er keine hat," gab Schröter zur Antwort. „Das ist, glaube ich, eine üble Eigenschaft Deines Unglückssternes, daß der Mensch, sobald er ein Paar Jahre auf seinem Nacken trägt, glaubt, ohne Sorgen nicht leben zu können, und er sorgt so lange, bis er Sorgen hat."

„Das ist's, das ist's, der verfluchte Unglücksstern," lachte Marcus, „aber er läßt sich bannen, dies ist die richtige Medicin gegen ihn," und er hob sein Glas empor, um mit Schröter anzustoßen.

Schröter erzählte ihm nun mit kurzen Worten den Diebstahl. „Es sind Papiere dabei," sagte er, „die ich sehr ungern misse, Briefe und mein Tagebuch, auch einige Briefe von dem Consistorialrath Ellis, und sobald Du namentlich über diesen irgend eine üble Nachrede hörst, so bitte ich Dich, mich sogleich davon in Kenntniß zu setzen. Ich weiß, daß Du mit vielen

Menſchenkindern aus allen Ständen in Berührung kommſt, daß Du ein feines, ſchlaues Gehör haſt und daß Du der Einzige biſt, der mir helfen kann, deshalb habe ich mich auch nur an Dich gewandt. Beſondern Verdacht habe ich auf Niemand, eine nähere Fährte kann ich Dir vor der Hand noch nicht angeben, doch Du wirſt ſchon wiſſen, was Du zu thun haſt."

„Ich weiß es, ich weiß es," rief Marcus über das Zutrauen Schröters erfreut und dadurch geſchmeichelt, „ich brauche nichts weiter zu wiſſen, iſt es einem ſterblichen Auge möglich, den Dieb zu entdecken, ſo erfährſt Du ſeinen Namen durch mich, verlaß Dich darauf, Dein Freund Marcus hört mehr, als manche Leute ſich träumen laſſen und mein Glücksſtern iſt mir jetzt gewogen."

Schröter wollte nun heimkehren, allein Marcus ließ ihn nicht fort. „Nein, nein, Du wildes Blut, noch darfſt Du mir nicht entlaufen," rief er, indem er eine neue Flaſche auf den Tiſch ſtellte. „Wir wollen einmal von den alten Zeiten reden. Was macht Dein Freund Richter?"

„Er ſchriftſtellert und hat ſich verheirathet," erwiderte Schröter.

„Das weiß ich. Er hat Glück mit ſeinem Romane gehabt, und um die Bertha beneide ich ihn, ein ſchmukes Mädchen, ſie muß ein allerliebſtes Weibchen geworden ſein. Als ich ſie vor mehreren Jahren, ich war noch Studio, kennen lernte, war ich ganz vernarrt in ſie und hätte mich nicht mein verfluchter Unglücksſtern verfolgt, wer weiß, ſie wäre jetzt am Ende mein; ſo

bin ich noch Junggeſell, wie Du, Schröter, aber ich denke, wir heirathen bald, die Junggeſellenwirthſchaft taugt nichts mehr, wenn man älter wird. Ich weiß ein hübſches Weibchen für Dich.“

„So?“ fragte Schröter lachend, „Du haſt wohl zugleich ein Heirathsbureau angelegt?“

„Nein, das nicht, es iſt reine Freundſchaft zu Dir, reine Freundſchaft; ich meine Richters Schweſter, ich weiß, das Mädchen hat ein Auge auf Dich.“

„So?“ fragte Schröter erſtaunt, „und woher weißt Du das?“

„Ich weiß es ſchon ſeit Jahren, als wir als Studioſen bei Richter zum Beſuch waren; es iſt ein gutes und hübſches Mädchen, Schröter.“

„Gewiß, ſie iſt ein gutes Mädchen.“

„Und liebſt Du ſie nicht?“ fragte Marcus weiter.

„Ich heirathe nicht,“ antwortete Schröter ausweichend, brach das Geſpräch ab und ſchickte ſich zum Fortgehen an. „Noch eine Bitte, Marcus, ſobald Du die geringſte Fährte des Diebes entdeckſt, theile es mir ſofort mit, und ſollte Dir Dein Glücksſtern die Papiere, Briefe und mein Tagebuch ſelbſt in die Hände liefern, ſende ſie mir augenblicklich durch einen beſonderen Boten, und wenn es zur Nachtzeit iſt; ſpäter werde ich Dir ſagen weshalb.“

„Iſt nicht nöthig,“ erwiderte Marcus, „es reicht hin, daß Du es wünſcheſt und Du kannſt Dich auf mich verlaſſen. Ich werde in dieſen Tagen bei Dir vorſprechen, vielleicht entdecke ich irgend eine Fährte des Diebes, Du weißt, ich habe in ſolchen Sachen ein

ſcharfes Auge, und hätte mich mein Unglücksſtern nicht mit ſolcher Malice behandelt und verfolgt, ſo wäre ich jetzt ein gelehrter Mann oder Polizei-Präſident."

„Gewiß," lachte Schröter, „gewiß und ich glaube ſogar beides, Du wärſt ein Fouché und Humboldt zugleich geworden, aber wer kann gegen ſeinen Unglücksſtern ankämpfen?"

Schröter verließ ſchnell das Zimmer des Lotteriecollecteurs und trat ſeinen Heimweg an. Die Sonne hatte ſich bereits am Himmel geſenkt und warf nur noch wenige ihrer goldenen Strahlen auf die Bäume. Schröter ſaß in tiefen Gedanken auf ſeinem Pferde und das Thier ging im langſamen Schritte den bekannten Weg, der durch einen ſchönen Wald führte. Plötzlich ward Schröter durch die Stimme zweier Männer, die ihm entgegenkamen, aus ſeinen Träumen erweckt. Er erkannte den Pfarrer Otto, der mit einem Fremden nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. Mit einem freundlichen Gruße trat Otto zur Seite, aber ohne den Gruß zu erwidern, gab Schröter ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte raſch vorüber.

Ein Gedanke tauchte in ihm auf, als er den Pfarrer Otto erblickte: ſollte er den Diebſtahl veranlaßt haben? Aber gleich darauf ließ er den Gedanken wieder fallen. „Was ſollte ihn dazu getrieben haben," ſprach er zu ſich ſelbſt, „er kennt meine Papiere nicht, und wenn ich ihm auch ſolche Niederträchtigkeit zutraue, ſo weiß ich doch zu gut, daß er zu ſolcher That zu feig iſt. Er haßt mich, aber er fürchtet mich auch, und nur wenn er im Geheimen mir ſchaden kann,

wird er es thun, zu einem ſo dreiſten Schritte iſt er unfähig.“ —

Als Schröter heimgekehrt war, ſtellte er nochmals die ſorgfältigſten Nachforſchungen an, um die Spur des Diebes zu erkennen, aber Alles war vergebens. An dem Tage vor dem Diebſtahl war Niemand, auf den irgend ein Verdacht fallen konnte, in Schröter's Hauſe bemerkt worden und er wußte in der That nicht, auf welche Weiſe er ſeine Nachforſchungen weiter fortſetzen ſollte.

Einige Tage darauf kam Marcus zu ihm und beide überlegten nochmals, was zu thun ſei, aber ſelbſt das ſo ſcharfblickende Auge des Collecteurs vermochte nicht die geringſte Spur zu entdecken. —

Wie ein Diebſtahl ausgebeutet wird.

Mehre Wochen waren verfloſſen und Schröter hatte noch nicht das Geringſte über die ihm geſtohlenen Gegenſtände erfahren, obſchon er in ſeinen Nachforſchungen nicht nachgelaſſen hatte; aber ſchon der Umſtand, daß er nicht wußte, auf wen er ſeinen Verdacht richten ſollte, machte ihm jede Nachforſchung ſehr ſchwierig.

Der Conſiſtorialrath Ellis hatte ihm mit wenigen Zeilen geſchrieben, daß auch er noch nicht die geringſte Spur aufzufinden vermocht habe und hatte zugleich

hinzugefügt, daß Richter die verſprochene Pfarrſtelle in D. erhalten werde. Er habe Richter vorgeſchlagen und dem Conſiſtorium dringend empfohlen und das Conſiſtorium habe ihn auch beſtätigt, es ſei der Beſchluß deſſelben nur noch nicht ſchriftlich ausgefertigt, aber Richter werde in den nächſten Tagen die Beſtätigung ſchriftlich zugeſandt erhalten.

Schröter hatte keinen Anſtand genommen, dieſe ihm ſo erfreuliche Nachricht ſeinem Freunde ſofort mitzutheilen, da er wußte welche große Freude er Albert und den Seinen dadurch bereiten würde, und er hatte ſich nicht geirrt. Sein Brief rief große Freude in dem Förſterhauſe hervor, alle ſahen Schröter als ihren Glücksſtern an und Albert ſchrieb ihm zurück, daß er ſein guter Engel ſei und von ihm ſowohl wie von all' den Seinen, nicht wie ein Freund und Bruder, ſondern wie ein Engel geliebt und verehrt werde. „Es geht kein Tag, ich möchte faſt ſagen, keine Stunde hin," ſchrieb Albert, „in der wir nicht von Dir reden und es iſt unſer Aller ſehnlichſter Wunſch, daß Du ſtets bei uns und um uns ſein mögeſt; dann erſt wäre unſer Glück ein vollſtändiges. Wir können Dir nichts bieten, können Dir ſelbſt nicht einmal danken, aber ich denke, Du mußt es aus unſern Augen ſehen, wie lieb, lieb wir Dich alle haben, Du biſt ja unſer Schutzengel."

„Die närriſchen Leute," ſprach Schröter, als er den Brief geleſen hatte und bei Seite legte, „die närriſchen Leute, halten mich für einen Engel, nur weil ich ehrlich gegen ſie bin und es gut mit ihnen meine," und er nahm den Brief wiederum zur Hand und las ihn noch-

mals durch. Eine Thräne trat ihm ins Auge. „Ja, ja," ſprach er halb in Gedanken, „ich möchte wohl auch ſtets um Euch ſein, aber es geht nicht, ich hielte es nicht aus. Das kleine Ding hier in der Bruſt läßt ſich nicht immer zurück drängen, ich würde ſchwach werden und das will ich nicht. Sie nennen mich ihren Schutzgeiſt, ich will es werden, es iſt ja das einzige Glück, das mir von vielen Träumen und Idealen übrig geblieben iſt. Es hat dem guten Jungen doch eine rechte Freude gemacht, daß er endlich eine Pfarre erhalten hat, die Freude gönne ich ihm, wenn ich ihn nur auch zugleich von den Sorgen und dem Kummer, den dieſe Stelle ihm bringen wird, befreien könnte; aber eine neue Stelle erfordert neue Einrichtung, da muß Freund Schröter wohl helfen, er iſt ja nun einmal der dumme närriſche Schutzengel."

Zwiſchen Schröters Entſchluſſe und der Ausführung deſſelben lag in der Regel nur eine kurze Spanne Zeit. Er eilte deshalb auch für die neue Einrichtung ſeines Freundes Sorge zu tragen und begab ſich auf den Weg in die Stadt. Als er bei ſeinem Freunde Marcus einkehrte, erfuhr er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß der Conſiſtorialrath Ellis vom Miniſterium abgeſetzt ſei, wie der Conſiſtorialpedell erzählt habe. Schröter war überraſcht, ſchnell keimte indeß der Gedanke in ihm auf, daß dieſer Vorfall, wenn er ſich beſtätigen ſollte, wahrſcheinlich mit dem Diebſtahl ſeiner Papiere und der Briefe des Conſiſtorialraths im Zuſammenhang ſtehen werde, und er beſchloß am folgenden Morgen den Conſiſtorialrath zu beſuchen.

Als Schröter am folgenden Morgen in das Zimmer des Conſiſtorialraths trat, fand er ihn ſehr ruhig und gefaßt, er kam ihm mit ſo ruhiger Miene entgegen, daß Schröter die Nachricht ſeines Freundes für einen Irrthum hielt.

„Das Unglück hat mich heimgeſucht," ſprach Ellis, „es ſcheint mit dem Diebſtahl Ihrer Papiere im Zuſammenhang zu ſtehen, wenn Sie mir die Wahrheit geſagt haben."

Schröter ſah ihn mit einem ernſten und verächtlichen Blicke an.

„Ich wollte Sie nicht kränken," lenkte Ellis ein.

„Glauben Sie," erwiderte Schröter, „daß, wenn ich irgend Etwas gegen Sie unternommen hätte, ich mich geſcheut haben würde, es offen und unter meinem Namen zu thun; ſeit wann habe ich Ihnen Anlaß gegeben, an meinen Worten zu zweifeln und mir ſolche Gemeinheiten zuzutrauen?"

„Ich wollte Sie nicht kränken," wiederholte Ellis, „ich zweifle nicht an der Wahrheit Ihrer Worte."

„Darf ich Sie bitten," ſprach Schröter ruhiger, „mich über Das, was Ihnen begegnet iſt, aufzuklären, denn ich weiß nicht, in wie weit ich dem Gerüchte glauben ſchenken darf."

„Und was ſagt das Gerücht?" fragte Ellis.

Schröter zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als Ellis ihn indeß forſchend anſah, erwiderte er: „Sie ſeien abgeſetzt."

„Und weshalb?"

„Darüber habe ich nichts gehört," erwiderte Schröter.

„Leſen Sie ſelbſt," ſagte Ellis, indem er ihm ein Schreiben darreichte, und Schröter erfuhr aus dem von dem Miniſter v. Falken unterzeichneten Schreiben, daß Ellis ſeines Amtes entſetzt und angewieſen war, das Abtkreuz, welches ſeit Jahren ſeine Bruſt geſchmückt hatte, zurückzuſenden, „um eines Würdigeren Bruſt damit zu zieren," wie es in dem Schreiben hieß. Als Grund dieſes Miniſterialbeſchluſſes war auf einen inliegenden Brief von Ellis Hand hingewieſen, und es war hinzugefügt, daß in Anbetracht ſeiner langjährigen Dienſte und des ſtrebſamen Eifers, den er in mehrfacher Beziehung für das äußere Wohl der Kirche an den Tag gelegt habe, das Miniſterium davon abgeſtanden habe, auf Grund jenes Briefes criminel gegen ihn zu verfahren, und daß ihm aus Rückſicht auf die hohe Stelle, welche er ſo lange bekleidet habe, ein Jahrgehalt von 300 Thalern bewilligt ſei. Es ſei indeß nicht blos der Wunſch des Miniſteriums, ſondern die ausdrückliche Bedingung, die es an die Verleihung dieſes Jahrgehaltes knüpfe, daß er die Stadt verlaſſe, ſich auf ein Dorf zurückziehe, um in der Zurückgezogenheit die Sünden früherer Jahre zu bereuen. Die beglaubigte Abſchrift von Ellis' Brief ſei den Acten beigefügt, und zum Schluß ward er noch mit frommer Wendung der unendlichen Gnade und Barmherzigkeit des Heilandes empfohlen.

Während Schröter das Schreiben geleſen hatte, war der Conſiſtorialrath im Zimmer auf und ab geſchritten.

„Wo iſt der Brief?“ fragte Schröter, und Ellis reichte ihm denſelben ſchweigend dar.

„Das iſt einer der mir entwendeten Briefe,“ rief Schröter, ſobald er ihn genauer betrachtet hatte. „Und wer hat den Brief dem Miniſter v. Falken geſendet?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Ellis.

„Haben Sie keinen Verdacht auf Jemand?“

„Nein.“

„Sollte nicht der Paſtor Otto es gethan haben?“ fragte Schröter weiter.

Ellis ſchüttelte mit dem Kopfe. „Sein Schwiegervater, mein College, der Conſiſtorialrath Bürger,“ erwiderte er, „iſt durch dieſes Schreiben noch mehr erſchreckt, als ich. Er iſt ſogleich zum Miniſter v. Falken gereiſt, um den Beſchluß des Miniſteriums rückgängig zu machen und den Namen Deſſen, der den Brief eingeſchickt, zu erfahren, beides iſt ihm nicht gelungen. Das Miniſterium iſt unerbittlich und der Brief iſt anonym eingeſandt. Bürger iſt ein langjähriger und vertrauter Freund von mir und durch mich iſt er Conſiſtorialrath geworden; er iſt tief betrübt.“

„Aber Otto?“ wiederholte Schröter ſeine Frage.

„Otto iſt Bürgers Schwiegerſohn, und er vor Allem iſt mir zu Dank verpflichtet. Ich habe ihn mannigfach unterſtützt und meinem Freunde Bürger zu Liebe, mehr als recht war, beim Examen begünſtigt, ich habe ihn mehrfach vorgezogen, weil ich einen frommen, gläubigen jungen Mann in ihm erkannt hatte; er iſt mein Freund.“

„Und wenn er es dennoch gethan hätte?“ entgegnete Schröter.

„Nein, nein,“ rief Ellis eifrig, „Otto iſt es nicht geweſen; mag ich mich auch in Manchem in ihm geirrt haben, ſo vermag er nicht an mir zu handeln, er weiß, wie viel er mir zu danken hat; und wie ſollte er zu dem Briefe gelangt ſein?“

„Sie wiſſen,“ ſagte Schröter, „daß mir die Briefe entwendet ſind.“

„Und das trauen Sie Otto zu?“ fragte Ellis ganz erſtaunt.

„Ja, ich traue es ihm zu, wenn ich auch nicht weiß, ob er es wirklich gethan hat.“

„Er hat es nicht gethan, er am allerwenigſten,“ entgegnete Ellis mit Beſtimmtheit. Schröter ſchwieg, wenn er auch keine beſſere Meinung von dem Pfarrer Otto gefaßt hatte.

„Was werden Sie nun beginnen, Herr Conſiſtorialrath?“ fragte Schröter nach kurzem Schweigen.

„Ich werde mich, wie das Miniſterium es verlangt, auf ein ſtilles, entferntes Dorf zurückziehen.“

„Aber Sie haben Familie,“ entgegnete Schröter. „Sie werden von dem geringen Jahrgehalte nicht leben können.“

Ein ſchwerer Seufzer drang aus des ſo hart getroffenen Mannes Bruſt. „Ich würde es ruhig ertragen,“ ſagte er, indem er vor Schröter ſtehen blieb, „denn ich ſelbſt habe es verſchuldet, aber daß ich meine Familie mit in's Unglück hinabziehe, bricht mir faſt

das Herz, denn sie ist unschuldig.“ Er wandte sein Gesicht ab, um seinen Kummer zu verbergen.

Bis in das Innerste durch das Unglück des so hochgestellten Mannes ergriffen, der noch vor Kurzem so günstig und allgemein geachtet dastand und nun entehrt, abgesetzt, mit seiner Schande auf ein Leben voller Entbehrungen gewiesen war, blickte Schröter ihn an. „Er hat es verdient, er hat es verschuldet,“ sprach er zu sich, aber sein Herz rief ihm wieder zu, wie hart, wie furchtbar der einst so stolze Mann getroffen war.

„Herr Consistorialrath“ sagte er, „ich fühle Ihren Schmerz, darf ich Sie unterstützen?“ — Ellis schwieg. „Fürchten Sie nicht,“ fuhr Schröter fort, „daß ich es nicht zu geben vermag, ich kann es entbehren. Mit 300 Thalern vermögen Sie nicht auszukommen, gern werde ich Ihnen jährlich eine meinen Kräften entsprechende Summe schenken.“

„Nein, nein,“ rief Ellis, indem er sich zu Schröter wandte und eine Thräne in seinem Auge stand.

„Und weshalb nicht?“

„Ich kann es von Ihnen nicht annehmen, ich kann es nicht,“ erwiderte Ellis laut, „vor Ihnen stehe ich beschämt und gedemüthigt da wie vor keinem Menschen, von Ihnen kann ich nichts annehmen.“

„Sie verkennen mich,“ sagte Schröter ernst, „nicht um Sie zu demüthigen, biete ich Ihnen meine Hilfe an, deshalb wahrlich nicht; jedes Unglück spricht zum Herzen. Ich war Ihr Freund nicht, so lange Sie hochgestellt und anscheinend glücklich waren, Ihr Unglück läßt mich Alles vergessen.“

Ellis ergriff Schröters Hand. „Sie haben mich ſchwer, ſchwer gekränkt — aber ich weiß, daß Sie ein edler junger Mann ſind, ich wünſchte, ich hätte Sie unter anderen Umſtänden kennen gelernt. Eine Unterſtützung kann ich aber von Ihnen nicht annehmen; ich werde mit der mir bewilligten Summe ausreichen, mein Leben iſt bald zu Ende, und Gott wird ſich dann der Meinen annehmen.“

Schröter ſchwieg. „Noch eine Frage geſtatten Sie mir,“ ſprach er endlich, „iſt es zuverläſſig, daß mein Freund die Stelle in D. erhält.“

„Sie können ſich darauf verlaſſen, erwiderte Ellis, der Beſchluß des Conſiſtoriums iſt gefaßt, und die Beſtätigung iſt vielleicht ſchon geſchrieben und abgeſandt.“

Schröter verließ den unglücklichen Mann, ergriffen und ernſt geſtimmt. — Das Unglück eines Andern, zumal wenn es ſelbſt verſchuldet iſt, wenn es als eine Strafe erſcheint, erregt ja in jedem edlen Herzen eine heilige Scheu und Achtung, denn es offenbart ſich darin die göttliche Nemeſis oder ein geheimnißvolles, dem Menſchen oft unerklärbares Walten von Urſache und Wirkung; der Menſch ſieht einen Zuſammenhang deſſelben, ein inneres Gefühl ſagt ihm, daß dieſer Zuſammenhang da ſei und da ſein müſſe, aber ſein Auge vermag ihn nicht zu erblicken, und es treten Kräfte und Menſchen dazwiſchen, die ihm oft am wenigſten geeignet erſcheinen, jenen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung zu vermitteln oder als Werkzeug einer höheren Kraft zu dienen. Dieſe Idee ſpricht ſich in dem Bewußtſein aller Völker aus und bildet einen weſentlichen Antheil der Religionen,

ſo verſchiedenfach dieſe Idee in denſelben auch aufgefaßt und ausgedrückt ſein mag. Das iſt das Zürnen des Jehova, das ſind die Furien, die ſich an die Ferſen des Oedipus heften, das iſt das unabwendbare Geſchick, welches Allah verhängt, das iſt die Idee, welche die katholiſche Kirche durch das Fegefeuer und die Hölle verbildlicht, als deren Vermittler ſie den Prieſter dazwiſchen ſchiebt, das iſt dieſelbe Idee, auf deren Grundlagen das Lutherthum erbaut iſt.

Und dieſe Idee, in welcher ſich der höchſte Begriff der Gerechtigkeit ausſpricht, ohne mit dem göttlichen Gnadenbegriffe in Colliſion zu gerathen, dieſe Idee hatte Schröter tief ergriffen. Er bedauerte den unglücklichen Mann, weil noch nicht jedes beſſere und edlere Gefühl in ihm erſtorben war, weil er noch Ehrgefühl genug beſaß, ſeine Schande zu empfinden und weil die Reue das Elend noch größer machte.

Wirkliche Reue iſt ja nicht leicht; ſie hofft nicht auf die Gnade und Vergebung Gottes, ſondern das iſt der höchſte Begriff derſelben, daß ſie die geſtörte Harmonie, daß ſie den vernichteten Seelenfrieden durch innere Kämpfe wieder herzuſtellen ſucht. Was im Herzen verbrochen, läßt ſich nur im Herzen wieder ausgleichen. Ellis hatte freilich die Reue nicht in dieſem Sinne aufgefaßt, denn dazu fehlte ihm die innere Kraft und Geiſtesſtärke, ſondern er klammerte ſich ängſtlich an den Begriff der göttlichen Gnade und ſuchte ſich durch Buße, durch Beugen und Bücken ſeines Herzens und Glaubens unter das Schutzdach der göttlichen Vergebung zu flüchten.

Schröter dachte an dieſem Tage nicht mehr daran, für ſeinen Freund und deſſen Ueberraſchung zu ſorgen; um ſich zu zerſtreuen, ging er in ein Kaffeehaus, nahm ein Zeitungsblatt in die Hand, ohne jedoch darin zu leſen, da ſeine Aufmerkſamkeit durch das Geſpräch mehrerer Männer gefeſſelt wurde; es betraf die Abſetzung des Conſiſtorialraths Ellis und ſie ergingen ſich in Vermuthungen über den Grund der Abſetzung, der ihnen unbekannt war. Zu ſeinem Erſtaunen bemerkte Schröter, daß der Paſtor Otto in das Café trat und ſich zu den Männern ſetzte, ohne ihn zu bemerken, da er in einer Fenſternische und mit dem Rücken ihm zugewandt ſaß.

Machte Otto's Ankunft auch auf Schröter einen unangenehmen Eindruck, da es eine „Malice ſeines Unglücksſterns" — würde ſein Freund Marcus geſagt haben, — zu ſein ſchien, daß ihm dieſer ihm verhaßte Menſch überall entgegentrat, ſo blieb er doch ſtill ſitzen, aufmerkſam auf das Geſpräch lauſchend.

Otto ſchien über das Geſchick des Conſiſtorialraths Ellis tief bekümmert zu ſein, er beklagte das Unglück des frommen, ehrenwerthen Mannes. „Ein ſchandbares Bubenſtück ſteckt dahinter," ſprach er, „und es iſt das Schlimmſte, daß die Frommen keine Waffen gegen ſolche Niederträchtigkeiten in der Hand haben, ſie ſind in der Regel in Bezug auf das Treiben der Welt einfältigen Sinnes, unbefangen wie die Kinder. Amt und Stellung wollte ich mit Freuden dafür hingeben, könnte ich den Schritt ungeſchehen machen, denn Ellis iſt mein Freund, mein Wohlthäter, er hat wie ein Vater für mich geſorgt. Mein Schwiegervater iſt zum Miniſter v. Falken geeilt,

hat sich ihm zu Füßen geworfen, vergebens, er vermochte seinen Freund nicht zu retten, aber er ist entschlossen, sein Amt niederzulegen und seinen Freund nicht zu verlassen. Die Frommen," sprach er mit einem Seufzer, „werden schwer heimgesucht, aber der Herr weiß, daß er sich auf sie verlassen kann, sie sind ihm die Eckſteine in dieser Welt, und einst, wenn er wieder kommt, dann wird er diese Eckſteine sammeln und den Tempel seines ewigen Reiches darauf gründen."

Die Männer unterließen nicht, dem Pfarrer Otto wegen seiner frommen und aufopfernden Gesinnung Lobeserhebungen zu sagen, die dieser mit demüthiger Miene annahm. Er erzählte viel von den frommen und gottwohlgefälligen Thaten des Consistorialraths Ellis, er nannte ihn stets seinen väterlichen Freund und Rathgeber und wußte bei jedem Lobe, das er ihm ertheilte, ein gutes Theil auf seine eigene Person fallen zu lassen.

„Es würde gut in der Welt und in diesem Lande stehen, wenn Alle von einem solchen Glauben im Herrn erfüllt wären wie mein väterlicher Freund, der Consistorialrath Ellis und Hunderte mit ihm," rief er laut, „aber immer noch herrscht der Antichrist in der Gestalt der Freigeister und Rationalisten in diesem Lande, und ehe sie nicht verschwunden und vernichtet sind, ehe wird uns das hohe Werk, das Reich des Herrn hier auf der Erde zu errichten, nicht gelingen."

Schröter fühlte sich bei diesen Herzensergießungen Otto's in der That so ungemüthlich, daß er aufstand, um das Zimmer zu verlassen. Jetzt erst bemerkte ihn Otto und erschrak sichtbar bei seinem Anblicke. Er grüßte

Schröter indeß mit möglichſt freundlicher Miene, aber dieſer ging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüber.

Eine Herzensſache und crimineſſe Ueberraſchung.

„Frauenſeelen gleichen dem milden Oele, das entbrannt nicht mehr zu löſchen iſt, außer durch die kühle Erde“ ſagt Jean Paul in ſeinem Katzenberger, und das iſt ohne allen Zweifel wahr, denn iſt das Oel des weiblichen Herzens einmal durch die Liebe entbrannt, ſo iſt es nicht zu löſchen, ſondern die Flamme ſchlägt aus dem Herzen über die Zunge empor. — Die Männer, „dieſe kosmopolitiſchen Spitzbuben,“ wie ſie Jean Paul nennt, wiſſen ſich ſchon eher zu helfen, ſie legen das Herz an das Leitſeil ihres Geiſtes und droht die Flamme in dem Herzen ja einmal hoch empor zu lodern, ſo ſtopfen ſie das Herz mit dem Pfropfen ihres Verſtandes zu. So ſtark auch ein Weib in dem Verbergen ihrer Liebe und Gefühle der Welt gegenüber iſt, ſo ſchwach iſt ſie gegen eine vertraute Freundin. Die Frauen haben Herzensfreundinnen, während der Mann nur Lebens- und Geſchäftsfreunde kennt.

Bertha und Anna waren zwei ſolcher Herzensfreundinnen und alle ihre kleinen Herzensgeheimniſſe vertrauten ſie ſich gegenſeitig an. Bertha hatte ſchon längſt gemerkt, daß Anna Schröter liebte, aber Anna hatte es

ſtets geleugnet. Endlich am Abende jenes Tages, wo Schröter zum letzten Male im Förſterhauſe geweſen wär, hatte Anna geſtanden, daß ſie Schröter liebte und weinend hatte ſie an dem Herzen Bertha's Schutz und Troſt geſucht, aber alle liebevollen Worte Bertha's vermochten ſie nicht zu tröſten. Nun das ſo lange mit äußerſter Anſtrengung zurückgehaltene Geheimniß ihres Herzens einmal durch den Mund frei herausgetreten war, gab ſich Anna auch ganz ihrem Schmerze hin, denn ſie wußte, daß Schröter ſie nicht liebte, daß ihre Liebe eine hoffnungsloſe war.

Bertha ſuchte ſie dadurch zu tröſten, daß ſie darauf hinwies, wie Schröter ſtets ſo freundlich gegen ſie ſei, und daß er dies nicht ſein würde, wenn er ſie nicht liebe.

Anna ſchüttelte mit dem Kopfe. „Er liebt mich nicht," ſchluchzte ſie, „gerade ſeine Freundlichkeit ſagt es mir am deutlichſten; er hat kein anderes Wort für mich als für Dich, für Albert und den Vater, ſeine Freundlichkeit kommt mir ſo kalt vor, ſo kalt, ſie mag Freundſchaft ſein, aber mehr iſt ſie nicht."

Das milde Oel ihrer Seele war entbrannt und ſie vermochte es nicht zu löſchen. Ihre Heiterkeit war geſchwunden, das friſche Roth ihrer Wangen verlor ſich von Tage zu Tage mehr und mehr. Bertha begriff ſie und ihren Schmerz, ſie hatte es ihrem Manne mitgetheilt, aber Männer vermögen nie ganz die Gefühle eines Frauenherzens zu begreifen, und Albert vermochte noch weniger zu helfen als Bertha. Da faßte Bertha, ohne Anna und Albert das Geringſte davon zu ſagen,

einen Entſchluß und der Zufall kam ihr zur Ausführung entgegen. —

Als Schröter die Stadt am andern Tage verlaſſen hatte, eilte er nicht heim, ſondern zum Förſterhauſe, um ſeinen Lieben einen Beſuch abzuſtatten. In Gedanken verſunken ſchritt er durch den Wald, in dem das Förſterhaus lag, als plötzlich eine ihm wohlbekannte Frauenſtimme ſeinen Namen rief. Erſchrocken und erfreut zugleich blieb Schröter ſtehen, und gleich darauf ſtand Bertha vor ihm und reichte ihm, der ſichtbar verlegen war, ihre kleine Hand dar.

„Sie ſind allein und ſo weit von der Förſterwohnung?“ fragte Schröter.

„Weshalb nicht,“ erwiderte Bertha unbefangen, „hier im Walde bin ich ſicher, Albert arbeitet, der Papa und Anna ſind im Garten beſchäftigt, da mußte ich allein gehen, weil mich der ſchöne Morgen mit aller Gewalt in den Wald lockte. Mir hat geahnt,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „daß Sie heute kommen würden, und ich hoffte, Sie unterwegs zu treffen.“

„Sie haben geahnt?“ fragte Schröter verlegen.

„Ja, ich wußte es und wünſchte es,“ antwortete Bertha, indem ſie zutraulich ihren Arm in den ſeinigen legte.

In Schröter's Herzen ſtürmte und kämpfte es, er ſchwieg und ging mit ſchnellen Schritten weiter.

„Man merkt es Ihnen an,“ ſagte Bertha, „daß Sie nicht gewöhnt ſind, eine Frau am Arme zu führen, ſonſt würden Sie fein langſam gehen. Aber wes-

halb ſind Sie ſo trübe geſtimmt, was fehlt Ihnen, Schröter?“

„Nichts, nichts,“ entgegnete Schröter ſchnell, „in der That nichts, ich fühle mich ſehr wohl; aber Albert möchte Sie vermiſſen und ſuchen, laſſen Sie uns heim eilen.“

„Nein, Sie Wildfang,“ lachte Bertha, „heute entkommen Sie mir nicht ſo ſchnell; Albert weiß, daß ich im Walde bin; heute müſſen Sie mir beichten,“ und ſie hielt ihn am Arme zurück.

Schröter ſchwieg halbverwirrt.

„Ich weiß, was Ihnen fehlt, Schröter, Sie lieber Freund,“ ſprach Bertha, indem ſie ihm zutraulich in's Auge blickte, „Ihnen fehlt ein Herz, dem Sie Alles, was Sie drückt und peinigt, anvertrauen können, Ihnen fehlt ein Herz, von dem Sie ſagen können, es gehört mir, mir, ihm darf ich Alles ſagen. Haben Sie ſolch' ein Herz?“

Schröter ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Und wenn ich nun ein ſolches Herz für Sie wüßte,“ ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff, „wenn ich ein Herz wüßte, das Sie mehr als wie einen Freund liebt, das Sie verehrt und anbetet?“

Schröter ſuchte ſeine Hand aus Bertha's Händen zu befreien, aber ſie ließ dieſelbe nicht los. Eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Herz pochte faſt hörbar laut und drohte ihm die Bruſt zu zerſprengen. „Und Sie wiſſen ein ſolches Herz?“ fragte er zitternd.

„Ja, Sie lieber Freund,“ erwiderte Bertha, „wie konnte Ihnen das Herz ſo lange verborgen bleiben,

wie konnte Ihnen ſo lange entgehen, daß Anna Sie ſo herzlich liebt?"

„Anna!" rief Schröter laut und ſeine Augen waren ſtarr auf Bertha gerichtet, während er mit der Rechten ſein Herz gewaltſam in ſeiner Bruſt zuſammenpreßte, „Anna!"

„Ja, Anna," entgegnete Bertha, „Anna liebt Sie, und ich mußte es Ihnen ſagen, weil ich den Schmerz des armen Mädchens nicht länger mehr anſehen konnte, ſie iſt ein gutes, ſanftes Mädchen."

Schröter ſchwieg.

„Und Sie haben mir nichts darauf zu erwidern?" fragte Bertha.

„Doch, doch, ſie iſt ein gutes, ſanftes Mädchen," wiederholte Schröter, kaum wiſſend, was er ſprach.

„Und Sie haben keine Liebe für das arme Mädchen?" fragte Bertha weiter.

„Ich liebe ſie wie ein Freund, wie ein aufrichtiger Freund, ich liebe ſie wie ihren Vater, ſelbſt wie Albert," rief Schröter ſchnell.

„Und mehr nicht?"

„Ich kann nicht, ich kann nicht," rief Schröter verwirrt, indem er ſich von ihr losriß und ſchnell weiter eilte.

„Anna, arme Anna," ſprach Bertha, „für Dich weiß ich keine Hilfe." — Mit Mühe holte ſie Schröter wieder ein. „Was ich Ihnen geſagt habe, Schröter," ſprach ſie, „das muß ein ewiges Geheimniß zwiſchen uns bleiben, ſelbſt Albert dürfen Sie es nicht ſagen;

wenn Anna es erführe, dem armen Mädchen würde das Herz brechen.“

Schröter bejahte ihre Bitte mit einem Kopfnicken und ſchweigend ſchritten beide dem Förſterhauſe zu. In Schröter's Bruſt ſtürmte und wogte es wild und chaotiſch durcheinander. Wie ein Träumender ging er an Bertha's Seite. Er fürchtete ſich nicht, Anna gegenüber zu treten, denn er dachte nicht daran, ſonſt würde er wahrſcheinlich gar nicht mitgegangen ſein. Als ſie ſich dem Förſterhauſe näherten, ſahen ſie zwei Gensdarmen zu Pferde davor halten. Weinend und zitternd kam ihnen Anna entgegengeſtürzt und vermochte kaum vor Weinen ihnen mitzutheilen, daß zwei Polizeibeamte im Hauſe ſeien, bei Albert Hausſuchung hielten und ihn verhaftet hätten.

Bertha ſchrie laut auf. „Was?“ rief Schröter, der durch dieſe Worte ſeine volle Geiſtesſtärke und Beſonnenheit wieder erlangt hatte, aber dennoch glaubte, Anna's Phantaſie und Schrecken habe Alles etwas vergrößert. „Albert verhaftet?“ und mit dieſen Worten ſtürzte er ſchnell auf das Haus zu und eilte auf Albert's Zimmer.

Wie Anna geſagt hatte fand er hier zwei Polizeibeamte, welche Albert's Papiere durchſuchten und mit Beſchlag belegten. Albert und der alte Förſter ſtanden erſchrocken, verwirrt daneben. Als ſie Schröter erblickten, eilten ſie ihm entgegen und Albert fiel ſeinem Freunde um den Hals.

„Was iſt das, was iſt das, Albert? weshalb dieſe Hausſuchung?“ fragte Schröter haſtig.

„Ich weiß es nicht, ich vermag es mir nicht zu erklären," erwiderte Albert mit Thränen in den Augen.

Schröter eilte auf die Polizeibeamten zu und indem er mit Ruhe, aber in gebieteriſcher Haltung die Hand auf die Papiere, welche ſie ſo eben zu durchſuchen im Begriff waren, legte, ſprach er. „Ich muß Sie erſuchen, meine Herren, mir zuvor, ehe Sie dieſe Papiere anrühren, anzugeben, mit welchem Rechte und weshalb Sie ſich an dem Eigenthum des Herrn Richter vergreifen."

Erſtaunt blickten die Polizeibeamten den Mann an, der ſie ſo kühn in ihrer Function zu ſtören wagte. „Wer ſind Sie?" fragte der Eine in barſchem Tone.

„Richters Freund," antwortete Schröter ruhig.

„Und wie heißen Sie?" fragte der Polizeibeamte weiter.

„Mein Herr," rief Schröter ärgerlich, „ich begreife nicht, wie Sie ſich das Recht anmaßen können, mich hier examiniren zu wollen, zumal Sie mir noch die Erklärung auf meine Frage ſchuldig ſind."

„Sie haben gar keine Erklärung zu fordern," erwiderte der Polizeibeamte, „wir thun, was uns befohlen iſt: Hausſuchung und Feſtnahme des Candidaten Albert Richter."

„Haſt Du die Bevollmächtigung der Herren geleſen?" wandte ſich Schröter an Albert.

Albert ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Gut, ſo laß ſie Dir erſt zeigen," fuhr Schröter fort, „und bis dahin möchte ich Ihnen rathen, die Sachen unangerührt zu laſſen," wandte er ſich an die

Polizeibeamten, die ihm in nicht sehr liebevoller Weise antworteten.

Albert sah es an Schröter's Augen, daß sein Aerger und Unmuth einen stürmischen Ausbruch drohte und um diesem vorzubeugen, wandte er sich zu ihm: „Komm' Schröter, das Ganze wird auf einem Irrthum beruhen, der sich bald lösen muß."

Bei dem Namen Schröter horchten die Polizeibeamten auf und als Schröter das Zimmer verlassen wollte, hielt ihn der Eine derselben zurück und fragte ihn, ob er Schröter heiße.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, ja," erwiderte Schröter mit spöttischer Miene.

„Und Sie sind der Besitzer des Wirthshauses: Am Wege?" fragte der Polizeibeamte weiter.

„Auch das, wenn es Ihnen gefällig ist," lautete Schröter's Antwort.

„So sind Sie unser Arrestant," rief der Polizeibeamte schnell, „unser Befehl lautet, auch Sie festzunehmen und Ihre Papiere mit Beschlag zu belegen. Dies Letztere ist bereits geschehen, das Erstere vermochten wir nicht, weil wir Sie nicht zu Haus antrafen."

Schröter erschrak bei dieser Nachricht sichtbar, er faßte sich indeß schnell und nahm seine vorige spöttisch lächelnde Miene wieder an.

„Und weshalb geschieht dies Alles, wenn ich Sie fragen darf?" sprach er.

„Das wird Ihnen das Gericht sagen," erwiderte der Polizeibeamte, „wir haben nur den Befehl, Sie und Ihre Papiere festzunehmen."

„So werden Sie die Gefälligkeit haben, mir zuvor Ihre Bevollmächtigung vorzuzeigen, ſonſt möchten Sie mich vielleicht ſehr ungeneigt finden, Ihnen zu folgen.“

Der Polizeibeamte überreichte Schröter den ſchriftlichen Verhaftungsbefehl. Schröter las ihn durch, fand indeß keinen Grund der Verhaftung darin angegeben. Indem er das Schreiben dem Polizeibeamten ſcheinbar ganz gleichgiltig zurückgab, wandte er ſich an Albert. „Du haſt zum wenigſten Geſellſchaft bekommen, und wenn ich auch heute erſt aus der Stadt gekommen bin, ſo iſt es mir doch nicht unangenehm, in Deiner Geſellſchaft dorthin zurückzukehren und ich verſpreche mir viel Spaß von der Entwickelung und Löſung dieſer Sache, die mir bis jetzt allerdings noch ein Räthſel iſt.“

Albert war indeß wenig geneigt, auf Schröter's ſcherzhaften Ton einzugehen. Bertha ſtürzte weinend in's Zimmer und fiel faſt ohnmächtig in Albert's Armen nieder und nur die lebhafteſten Verſicherungen Albert's und Schröter's, daß das Ganze auf einem Irrthum beruhen werde und höchſtens das Unangenehme einer kleinen erzwungenen Reiſe nach der Stadt mit ſich bringe, vermochten ſie zu beruhigen. Alle Bewohner des Förſterhauſes hatten ſich in dem Zimmer verſammelt und blickten mit ängſtlichen Mienen auf die beiden Polizeibeamten. Als dieſe mit der Durchſuchung, Verſiegelung und Beſchlagnahme der Papiere zu Stande gekommen waren, wandte ſich der eine derſelben zu Schröter, zog eine Handſchelle aus der Taſche und ergriff Schröter's Hände, um dieſelben zuſammen zu ſchließen.

Bertha und Anna ſchrien bei dem Anblick der Hand-

ſchelle laut auf, allein Schröter zog ſchnell ſeine Hände zurück, riß dem Polizeibeamten dieſelbe aus der Hand und warf ſie ihm zu Füßen. „Bin ich ein Mörder oder ein Dieb," rief er heftig, indem er einen Schritt auf den Polizeibeamten zutrat, „daß Sie es wagen können, mir die Hände ſchließen zu wollen? Habe ich mich geweigert, Ihnen zu folgen, oder habe ich den geringſten Verſuch gemacht, zu entfliehen? Zeigen Sie mir ſofort Ihre Vollmacht, mich ſchließen zu dürfen, oder ich werde von Ihrem Benehmen Anzeige machen und Beſchwerde führen. Wenn Sie noch keinen Unterſchied zu machen verſtehen zwiſchen einem gemeinen Diebe und Mörder und einem ordentlichen Manne, ſo begreife ich überhaupt nicht, wie man Sie zu einem Polizeibeamten hat machen können."

Schröter hatte dieſe Worte mit ſolcher Heftigkeit, aber zugleich mit einem ſolchen imponirenden Tone geſprochen, daß der Polizeibeamte ſichtbar verlegen und verwirrt ward.

„Zeigen Sie mir Ihre Vollmacht, mich ſchließen zu dürfen" verlangte Schröter halb befehlend, und der Polizeibeamte wohl wiſſend, daß er zu weit gegangen war, nahm ſchweigend die Handſchelle vom Boden auf und ſteckte ſie in die Taſche, während der Andere Schröter zu beruhigen ſich bemühte.

„Ich werde mich über das ungebührliche Betragen beſchweren" erwiderte Schröter ruhig, „jetzt bin ich bereit, Ihnen zu folgen."

Während Bertha und Anna laut weinten und wehklagten und dem armen Albert das Herz dadurch noch

ſchwerer und beklommener machten, während der alte Förſter über die Frechheit der Polizeibeamten ſo ſehr erzürnt und aufgebracht war, daß er alle Augenblicke im Begriff war, ſie beim Kragen zu faſſen und aus dem Hauſe zu werfen, und während die alte Roſe ſo ungebührlich und laut lamentirte und jammernd in die Hände ſchlug, als ob Albert und Schröter ſofort zum Schaffot geführt würden, ſuchte Schröter die ganze Sache in's Scherzhafte zu ziehen und ließ zum großen Aerger der Polizeibeamten ſeinem Humor und Witz den freieſten Lauf. Als aber Bertha mit Thränen in den Augen ihn bat, Albert nicht zu verlaſſen, als ſie ſeine Hand ergriff und ihn ihren lieben, lieben Schröter nannte, da ward es auch ihm zu viel und zu weich im Herzen und er trieb zum Aufbruch.

„In wenig Tagen ſind wir beide geſund und friſch wieder da," rief Schröter als ſie fortgingen, „denkt daß wir beide zum luſtigen Kindtaufſchmauſe gingen und Euch Kuchen und Torte mitbrächten; unſre Koſt wird zwar etwas einfacher ſein, aber was thut es, wir ſind um ſo ſicherer, daß wir uns den Magen nicht verderben. Adieu," rief er noch einmal mit ſeinem Hute einen Gruß zu winkend, „auf glücklich Wiederſehn!"

Auf glücklich Wiederſehn! Dieſe wenigen Worte haben ſchon das Herz manches Scheidenden getröſtet und ruhiger geſtimmt, an ſie hat ſich ſchon ſo manche bekümmerte Seele geklammert und manches Herz und manche Seele ſind ſchon dadurch getäuſcht. Auf Wiederſehn! ruft der Greis auf dem Todesbette ſeinen Lieben zu, wenn er für immer von ihnen Abſchied nimmt; er

hofft es, er wünſcht es, — aber wer weiß es, ob der Tod nicht alle Hoffnungen und Wünſche mit einem Male vernichtet. Auf glücklich Wiederſehn! ruft der Vater ſeinem Sohne zu, wenn er in die Fremde oder in den Krieg zieht und nimmer ſchaut ihn vielleicht ſein Auge wieder. Auf glücklich Wiederſehn! — der Menſch denkt und Gott lenkt. —

Schweigend gingen die beiden Freunde von den beiden Polizeibeamten und Gensdarmen gefolgt nebeneinander, jeder hing ſeinen eigenen Gedanken nach. Vor Albert's Augen, vor ſeinem Geiſte zogen wilde, verworrene Bilder vorüber, aber keins vermochte er zu faſſen und zu fixiren. Es erſchien ihm Alles wie ein ſchrecklicher Traum, ſo plötzlich, ſo unvermuthet war es gekommen und ſo dunkel und unbegreiflich war Alles, er vermochte es nicht zu begreifen, ja er vermochte nicht einmal darüber nachzudenken, ſondern er fühlte nur einen ſchweren, tiefen Schmerz in ſeinem Herzen. Fortgeriſſen von ſeinem Weibe, von den Seinen, fortgeriſſen mitten aus ſeinem Glücke und ſeinen Hoffnungen, und vor ihm das Gefängniß mit allen Schrecken, die ihm ſeine aufgeregte Phantaſie noch greller und ſchrecklicher ausmalte.

Schröter hatte ſeine vollſtändige Geiſtesruhe wiedererlangt. Er fürchtete Nichts, ſondern ſann über die Löſung dieſer ihm noch räthſelhaften Sache nach. An einen Irrthum glaubte er nicht, er ahnte einen Zuſammenhang mit den ihm geſtohlenen Papieren, vermochte ihn aber gleichwohl nicht klar zu erkennen. Je weniger er ſich aber irgend einer ſtrafbaren Handlung

bewußt war, um so leichter vermochte er sich mit dem Gedanken zu trösten: die Zeit wird es aufklären. Er blickte Albert an und erschrack fast über dessen bleiches, kummervolles Gesicht.

„Du bist doch ein richtiger Narr, Albert," sprach er, indem er seinen Arm in Albert's Arm legte, „ich glaube gar, Du machst Dir Sorge und malst Dir schreckliche Bilder aus. Fasse das Ganze als eine kleine lustige Lebensepisode auf, und damit basta. Du wirst späterhin selbst darüber lachen, und es ist in der That lächerlich, stell Dir nur vor, wir als zwei ehrsame Candidaten der Theologie gefangen, und von zwei Polizeibeamten und zwei bewaffneten Gensdarmen zu Pferde, mit geladenen Gewehren, — denn wenn die Dinger nicht geladen wären, so verlöre das Ganze seinen schauerlichen Charakter, — eskortirt und in's Gefängniß gebracht, all' unsre diplomatischen und geheimen, hochverrätherischen, staatsverbrecherischen, Majestät beleidigenden, Aufruhr predigenden, Revolution und geheime Verschwörungen betreffenden Schriften und Briefe versiegelt und mit Beschlag belegt! Sieh nur wie der Kerl mit Deinen Schriften unter dem Arm unter der Last keucht, ich glaube der Esel hat im Diensteifer jedes Stückchen Papier, beschrieben oder nicht beschrieben aus dem ganzen Hause zusammen gesucht, Deinen ganzen neuen Roman, alle früheren Liebesbriefe, Bertha's und Anna's sämmtliche Haus-, Garten-, Küchen- und Wirthschafts-Bücher; ich will ein Narr sein, wenn der Kerl nicht zum wenigsten drittehalb Ballen Papier unter dem Arme schleppt."

Unwillkürlich blickte sich Albert nach dem Polizei-

beamten um und mußte wirklich lachen, als er bemerkte, wie läſtig dem Herrn das ziemlich umfangreiche Schriftpacket zu werden ſchien.

„Wenn ich mir nur das Ganze zu erklären vermöchte," erwiderte er.

„Siehſt Du, Du närriſcher Kauz," rief Schröter, „das iſt ja eben der Witz bei der Sache, und ich bin feſt überzeugt, die Herren vom Gerichte wiſſen auch noch nicht mehr als wir, ſondern haben ſich mit Dir blos einen Scherz machen wollen, weil ſie gehört haben, daß Du zu viel arbeiteſt und der Bewegung bedarfſt und mich, als Deinen beſten Freund, haben ſie, damit Du Geſellſchaft haſt, mit feſtgenommen."

Albert's Herz vermochte den Scherz Schröter's nicht zu faſſen, zum wenigſten in ſeiner jetzigen Stimmung nicht, denn es war zu ſehr aufgeregt und zu betrübt.

„Scherze nicht, Schröter," ſprach Albert, „denn Dein Scherz ſcheint mir eine Herausforderung des Schickſals zu ſein, wenn wir beide uns auch keines Unrechts bewußt ſind, ſo kann dieſes Räthſel doch leicht eine andere Löſung erhalten als wir ahnen. Sei ernſthaft und laß uns über die Angelegenheit ernſt ſprechen. Ahnſt Du den Grund unſrer Verhaftung?"

„Nein," erwiderte Schröter, „ich glaube, daß ſie mit dem Diebſtahl meiner Papiere im Zuſammenhange ſteht, das iſt Alles, was ich weiß und glaube."

„Hatteſt Du vielleicht Briefe darunter, die uns irgend wie betreffen?"

„So viel ich weiß, nicht. Es waren Briefe darunter, die eine andere Perſon allerdings ſehr an den Pranger

ſtellen, und die Abſetzung des Conſiſtorialraths Ellis iſt die Folge davon, aber ſie betreffen uns nicht.“

„Ellis iſt abgeſetzt?“ fragte Albert verwundert.

„Ja, auf Grund jener mir geſtohlenen Briefe, die ein Anonymer dem Miniſter v. Falken überſandt hat.“

„Und die Pfarſtelle in D . . .?“

„Wirſt Du trotzdem ſicher erhalten, erſt geſtern hat Ellis es mich verſichert,“ unterbrach Schröter ſeinen Freund.

„Und weiter befanden ſich keine Briefe unter Deinen Papieren?“ fragte Albert weiter.

„Briefe genug, aber ganz gleichgiltige Geſchäftsbriefe, Rechnungen und dergleichen. Weißt Du, Albert,“ rief Schröter, als wenn ihm plötzlich der wahre Grund eingefallen wäre. „Das Gericht hat gewiß meine letzte Cigarrenrechnung in die Hände bekommen und iſt erſtaunt, daß ein Candidat ſolch gute Cigarren zu rauchen vermag, es weiß, daß Du auch zu Zeiten davon geraucht haſt, und beabſichtigt nun uns zu ermahnen, nicht ſolche Verſchwendung zu treiben.“

Albert konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten.

„Zum Glück,“ fuhr Schröter fort, „habe ich noch einige Cigarren bei mir, hier nimm Dir eine, wir wollen ſie verdampfen, ehe das Gericht ſie uns abnimmt.“

Unter ähnlichem Geſpräche, indem Schröter ſeinen Freund durch ſeine heitere Laune mehr und mehr ruhig ſtimmte, kamen ſie in der Stadt an. Sie wurden in das Gefängniß geführt, erhielten aber zu ihrer Freude beide ein Zimmer, oder richtiger eine Zelle.

Albert ſchauderte, als er in das dumpfe Gemach

trat, während Schröter es ruhig und neugierig betrachtete und unterſuchte.

Der Gefängnißwärter brachte ihnen das Abendeſſen: Brot und Waſſer, und ſetzte es ſchweigend auf die Erde.

„Hört, guter Freund," ſprach Schröter, indem er auf ihn zutrat und ihm auf die Schulter klopfte, „ich zweifle nicht daran, daß Euer Brot und Waſſer beides ganz vorzüglich ſind und auch unter Umſtänden gut ſchmecken, aber Ihr müßt wiſſen, daß unſere Gaumen etwas verwöhnt ſind. Wir haben beide einen tüchtigen Marſch gemacht, ſind hungrig und durſtig, könnt Ihr uns nicht etwas Anderes verſchaffen, d. h. auf meine Koſten?"

„Das läuft meiner Pflicht zuwider," antwortete der Mann, „mir iſt vorgeſchrieben, den Gefangenen Abends Brot und Waſſer zu geben."

„Ah ſo, das iſt etwas Anderes, Eure Dienſtpflicht dürft Ihr nicht übertreten. Habt Ihr eine Tochter?" fragte Schröter mit zutraulicher Stimme.

„Ja," erwiderte der Wärter mürriſch.

„Und wie alt?"

„Sie wird morgen neunzehn Jahre alt."

„Und Ihr habt gewiß noch nichts zu ihrem Geburtstage eingekauft? Hier, nehmt dieſen Thaler und kauft dem Kinde einen Hut oder ein Tuch, es iſt ein Geſchenk für Eure Tochter, und dieſes anzunehmen, kann Euer Amt Euch nicht verwehren."

„Nein," erwiderte der Wärter freundlich, indem er ſich den Thaler in die Hand drücken ließ.

„Grüßt Eure Tochter von mir, ſie iſt gewiß ein hübſches, ſchmuckes Mädchen, wenn ſie auf ihren Vater artet," fuhr Schröter fort, „und ſagt ihr, ich ließe ſie bitten, wenn es ihr nicht zu viel Mühe machte und ſie vielleicht zufällig heute Abend noch ausginge, uns eine Flaſche Wein und ein gutes Abendeſſen zu beſorgen, hier ſind noch zwei Thaler, Eure Tochter kann es uns ja ſelber herbringen, und verſteht Ihr, guter Freund, Ihr wißt gar nichts davon, es iſt eine reine Gefälligkeit Eurer Tochter."

„Das iſt etwas Anderes," entgegnete der Wärter, indem er die beiden Thaler annahm, „in einer halben Stunde haben Sie das Gewünſchte, aber Sie dürfen nichts davon erwähnen, ſonſt . . ."

„Seid ohne Sorgen, guter Freund. Eure Tochter kann das Geſchirr und die Flaſche ſelbſt wieder abholen; hier habt Ihr noch ein wenig Geld, um dafür eine halbe Wein zu trinken, auf Eure Geſundheit, und morgen, wenn wir vor Gericht kommen, werde ich eine Brotrinde mitnehmen und daran kauen, ſeid unbeſorgt, Ihr ſollt keine Unannehmlichkeit davon haben."

In einer halben Stunde hatten die beiden Freunde eine Flaſche Wein und ein gutes Abendeſſen vor ſich ſtehen, und wohl ſelten iſt ein Gefangener in ſeiner Zelle ſo heiter geweſen, als es Schröter war, um die Sorgen und den Kummer von der Stirn ſeines Freundes zu ſcheuchen.

„Siehſt Du, alter Junge," rief er, „man kann auch im Gefängniſſe ganz comfortable ſpeiſen. Wir wollen dieſen Abend ſo luſtig als möglich hinbringen, damit

wir ſpäter mit Vergnügen daran zurück denken; Bertha ſoll leben!“

Die Weingläſer klangen luſtig zuſammen und hallten an den Wänden des engen Gemaches, die wohl noch nie ſolch' einen Klang vernommen hatten, wider, und all' die kleinen Geiſter und Kobolde, welche dieſes Gemach bewohnten und ſich während des Schlafes auf die Bruſt der Gefangenen zu ſetzen pflegten, oder ihnen bunte, herrliche Traumbilder vorgaukelten, um ſie beim Erwachen und Zurückkehren in die traurige Wirklichkeit, dieſelbe doppelt ſchwer empfinden zu laſſen, kamen hervor aus ihren geheimen Schlupfwinkeln und lauſchten neugierig dem ungewohnten Klange und dem heitern Geſpräche der beiden Freunde. Sie hatten bis jetzt nur Thränen und Klagen, Seufzer oder wilde Verzweiflung in dieſem Raume geſehen und gehört, ſo luſtig und heiter wie an dieſem Abend war es hier noch nie geweſen, und ſie ſelbſt wurden durch die Luſt angeſteckt und tanzten und hüpften luſtig in dem Schatten des ſpärlichen Lichtes. Selbſt als Albert und Schröter ſich zum Schlaf auf den harten Strohſack geſtreckt hatten, hüpften und tanzten ſie noch im Zimmer umher und haſchten nach den Mondſtrahlen, welche ſpärlich und bleich ſich durch die eiſernen Fenſtergitter ſtahlen. Dann und wann jubelten ſie in ihrer Freude laut auf, oder ſchrieen, wenn ſie mit ihren Köpfen zuſammenfuhren und tappten und trappelten am Boden hin und her.

Die beiden Gefangenen hielten die Töne für das Geſchrei der Mäuſe und Ratten, während es die kleinen Kobolde des Gefängniſſes waren. Der Schlaf ſenkte

ſich auf ihre Augen und wehte ihnen mit ſeinen Fittichen erquickende Kühle zu und die kleinen Kobolde wurden ſtiller und ſtiller, um die beiden luſtigen Geſellen nicht zu erwecken. Sie ſetzten ſich nicht als Alp auf ihre Bruſt, ſondern umhüpften ihr Haupt als liebliche Traumbilder. Die Wände des Gemaches wurden weiter und weiter, grüne Bäume voll herrlicher Blüthen und Früchte, wuchſen empor das alte Förſterhaus ſtand mitten unter ihnen, die Vögel ſangen in den Bäumen luſtige Weiſen, die Sonne ſchien warm und mild durch das grüne Laub und die farbigen Früchte, und an Bertha's Hand traten beide Freunde aus dem Förſterhauſe und gingen unter den Bäumen, pflückten Blumen und verloren ſich im Walde. Die Geſtalten änderten ſich und Albert ſaß mit ſeiner Bertha im Wagen und fuhr ſoeben auf den Pfarrhof zu D. Die ganze Dorfgemeinde war verſammelt und begrüßte das neue Ehepaar und der alte Küſter machte ſeine ſteifen Referenzen und ſah aus wie ein gerupfter Hahn und die Frau Küſterin mit ihrer hausgroßen Haube ſtand daneben und ſang luſtige Studentenlieder aus einem Kommersbuche, welches ſie in der Hand hielt.

Dieſe Situation mochte Albert ſehr lächerlich erſchienen ſein, denn er lachte im Schlafe laut auf und erwachte dadurch; auch Schröter war durch das laute Lachen erweckt, und da der Morgen bereits durch das eiſerne Gitter in die Zelle graute, ſo verbrachten die beiden Freunde die Zeit im Geſpräch.

Der Gefängnißwärter erſchien bald darauf, brachte einen Krug friſches Waſſer und zog zugleich eine Flaſche

mit warmem Kaffee aus ſeiner Rocktaſche. — „Ich dachte Sie würden des Morgens an eine Taſſe Kaffee gewöhnt ſein," ſagte er halb verlegen.

„Ihr ſeid ein Hauptkerl," rief Schröter luſtig und erfreut, „wenn ich ein König wäre, ſo würde ich Euch zu meinem Kultusminiſter machen; aber es ſoll Euer Schade nicht ſein."

„Sie werden heute Morgen noch vor den Unterſuchungsrichter geführt werden," ſprach der Gefängnißwärter.

„Das freut mich," rief Schröter.

„Wohl Ihnen," erwiderte der greiſe Mann, „wenn Sie ſich darauf freuen, das iſt ein ſicherer Beweis, daß Ihr Gewiſſen Sie keiner Schuld zeiht, und ich habe es Ihnen ſogleich auf den erſten Blick angeſehen, daß Sie kein Verbrechen auf dem Herzen trugen; ein ſchuldbewußtes Herz kann nicht ſo heiter ſein und ſo offen aus den Augen hervorleuchten, wie das Ihre."

„Thut es das, thut es das," fragte Schröter, indem er die Hand des Mannes ergriff, „guckt mein Herz wirklich durch meine Augen?"

„Frei und offen, ſo daß ein Jeder leſen kann, was darin vorgeht," antwortete der Gefängnißwärter.

„So werde ich mir eine Brille mit blauen Gläſern anſchaffen, „entgegnete Schröter halb lachend und halb ernſt, „denn es gehen doch oft in des Menſchen Herzen Dinge vor ſich, welche nicht ein Jeder wiſſen ſoll und darf. — Grüßt mir Eure Tochter, Alter," ſetzte er,

um das Gespräch abzubrechen, hinzu, „sie hat gewiß den Kaffee gekocht, und mein Lebtag hat er mir nicht so gut geschmeckt als heute.“ —

Die Voruntersuchung.

Der Untersuchungsrichter Rumpf saß im Amtszimmer und schaukelte sich wohlgefällig und sorglos in einem großen mit Leder beschlagenen Sessel. Er hielt einen Brief in der Hand, der ihm soeben von einem Gerichtsdiener eingehändigt war. Während er den Brief las, gähnte er mehrere Male und fuhr mit der Hand über die Augen, um die letzten Spuren des Schlafes zu verscheuchen. „Hum, hum,“ sprach er zu sich selbst, als er den Brief gelesen hatte, „ohne Namensunterschrift, ich merke schon, das soll so viel heißen als anonym, oder daß der Schreiber nicht genannt sein will. Das ist gleichgiltig. Der Brief erleichtert mir die Voruntersuchung, ich weiß nun schon, was für Geisteskinder die beiden Burschen sind, und sie sollen staunen über die genauen Kenntnisse, welche ich von ihrem ganzen früheren Leben habe. Schon auf der Schule beide in einer geheimen Verbindung, wo geraucht wurde, auf der Universität beide in einer Burschenschaft, also Hochverräther, Fürstenmörder, Demagogen, ich will die Burschen schon fassen; sie sollen Respect vor mir bekommen. Der Anonymus nennt sich in dem Briefe meinen Freund,

ja ein Freund muß es ſein, er hat mir einen wahren Freundesdienſt erwieſen, denn die verfluchten Voruntersuchungen machen ſtets viel Arbeit und Kopfanſtrengung.“

Er hob den Arm in die Höhe, zog den vor ihm herabhängenden Klingelzug und befahl dem eintretenden Gerichtsdiener die beiden Gefangenen vorzuführen.

Als Schröter und Albert in's Zimmer traten, heftete der Richter einen langen und forſchenden Blick auf ſie, ohne ſich aus ſeinem Seſſel zu erheben. Endlich begann er die Unterſuchung mit den üblichen Fragen nach Vor- und Vaternamen, Alter, Wohnort und Gewerbe. Als Schröter geantwortet hatte, daß er Theologie ſtudirt habe, verzog ſich das Geſicht des Richters zu einem ſpöttiſchen Lächeln und er fragte: „Und Sie hoffen doch nicht etwa eine Pfarrſtelle zu bekommen?“

Die Miene, der Ton, die ganze Art und Weiſe, in welcher dieſe Frage ausgeſprochen war, trieben die Röthe des Unmuths und Aergers auf Schröter's Wangen.

„Ich glaube nicht, daß meine Hoffnungen in das Gebiet Ihrer Unterſuchungen gehören,“ erwiderte er ernſt, indem er dem Richter feſt in die Augen ſchaute.

„So,“ antwortete Rumpf, „Sie glauben es nicht, ich ſage Ihnen aber, daß ſie dennoch dahin gehören, und daß ich bei dieſen Hoffnungen ein Wort mit zu reden habe.“

„Ich zweifle ſehr,“ erwiderte Schröter, ſein Geſicht zu einem ſpöttiſchen Lächeln verziehend.

Der Richter verbiß ſeinen Aerger, nahm einen

Brief vom Tiſche, hielt ihn Schröter hin und fragte: „Haben Sie dieſen Brief geſchrieben?“

„Ja.“

„Der Brief,“ fuhr der Richter fort, „enthält eine Majeſtätsbeleidigung, ſo wie hochverrätheriſche, demagogiſche Pläne.“

„Ich weiß den Inhalt des Briefes nicht mehr,“ entgegnete Schröter ruhig, „aber ich zweifle, daß ſein Inhalt Ihren Beſchuldigungen entſpricht, da ich nie dergleichen geſchrieben habe.“

„Sie haben nicht zu zweifeln,“ fuhr der Richter ärgerlich auf, „wenn ich Ihnen ſage, daß es ſo iſt.“

„Ich kann nur dann aufhören zu zweifeln, wenn ich mich von der Wahrheit überzeugt habe, darf ich Sie bitten, mir den Brief zum Durchleſen zu übergeben?“

„Nein,“ erwiderte der Richter, „was ich geſagt habe, ſteht darin; Sie haben geſtanden, daß Sie den Brief geſchrieben, das genügt, um weiter gegen Sie zu verfahren.“

„Ich muß mir aber die Frage erlauben, wie der Brief in Ihre Hände gekommen iſt?“ fragte Schröter.

„Das kümmert Sie nicht,“ erwiderte der Richter barſch.

„Es kümmert mich allerdings, da mir der Brief zugleich mit andern Briefen und Werthpapieren entwendet iſt, und dieſer Brief nothwendig auf die Spur des Diebes führen muß.“

„Der Diebſtahl iſt eine völlig unwichtige Sache,“ entgegnete der Richter, „da es ſich hier um Majeſtätsbeleidigung und Hochverrath handelt, und ich wiederhole es noch einmal, daß es Sie nicht weiter kümmert, wie der Brief in meine Hände gelangt iſt.“

„Gut," entgegnete Schröter, „wenn Sie also als Richter ein wirklich begangenes Verbrechen gut heißen und unbeachtet laſſen, nur um ein eingebildetes Verbrechen ſtrafen zu können, ſo werde ich es vorziehen, Ihnen auf keine Frage eher Antwort zu geben, als bis ich weiß, wie Sie in den Beſitz des Briefes gekommen."

„Das mögen Sie machen, wie Sie wollen," warf der Richter ſpöttiſch hin, „Ihrer Strafe werden Sie nicht entgehen. Ich habe ſchon längſt ein wachſames Auge auf Sie gehabt. Schon auf der Schule ſind Sie in einer geheimen Verbindung geweſen, auf der Univerſität waren Sie Sprecher einer Burſchenſchaft, nachdem Sie ausſtudirt, haben Sie ein ungeregeltes, umherſchweifendes Leben geführt — o, ich weiß Alles, und noch viel mehr, meinem Auge entgeht nichts, mit einem Blicke durchſchaue ich alle Menſchen im ganzen Lande und alle geheimen Pläne; mir iſt noch nie Etwas entgangen."

Schröter hatte während dieſer Worte des Richters ſich gleichgiltig abgewandt und durch das Fenſter auf die Straße geblickt. Als der Richter aber dem Gerichtsdiener den Befehl ertheilte, Schröter in das Gefängniß zurückzuführen, ſchritt er ſchnell auf Albert zu und ergriff ſeine Hand: „Ich weiß nicht, weſſen Du beſchuldigt wirſt, aber was es auch ſein mag, verliere Deine Ruhe, Deinen Kopf nicht, denk' an Bertha!" Nachdem er Albert herzlich die Hand gedrückt, verließ er ſchweigend das Zimmer.

Albert's Gefangennehmung und die Beſchlagnahme

ſeiner Papiere war nur aus dem Grunde geſchehen, weil ſein Name in Schröter's Briefe genannt war; in ſeinen Schriften hatte ſich aber nichts irgend wie Verdächtiges erwieſen. Der Richter richtete mehrere Fragen an Albert, welche dieſer ruhig beantwortete. Des Richters ganzer Groll hatte ſich auf Schröter gewendet und da er bei Albert keinen weiteren Grund der Anklage fand, ſo ward er zuletzt ganz freundlich gegen ihn und bedauerte ſogar, daß er auf Grund des Schröter'ſchen Briefes verhaftet ſei. Da indeß kein Grund der Anklage vorliege, ſo ſei er frei und ſeine Papiere würden ihm wieder zugeſtellt werden.

Albert bat um die Erlaubniß, Schröter noch einmal ſprechen zu dürfen, allein der Richter ſchlug ihm dieſe Bitte ab. Ehe Albert indeß die Stadt verließ, ſchrieb er noch einige Zeilen an ſeinen Freund, gab ſie dem Gefängnißwärter und fügte ſeine Börſe hinzu mit der Bitte, ſeinem Freunde nichts entgehen zu laſſen.

Als er den Heimweg antrat und allein dahin ſchritt, war es ihm bang und ſchwer zu Muthe. Zwar war er frei, der Richter ſelbſt hatte geſagt, daß kein Grund der Anklage gegen ihn vorliege, zwar hatte er die feſte Hoffnung, daß ſein Freund gleichfalls in wenig Tagen frei gelaſſen werde, da er ſeine Zurückbehaltung ſeinem trotzigen Sinne mit zuſchrieb, aber das unbewußte, bange Gefühl wollte nicht von ihm weichen, und alle goldenen Strahlen der freundlich ſcheidenden Abendſonne glitten an ſeinem Herzen vorüber, alle muntern Lieder, die aus den Bäumen und aus dem Walde zu ihm tönten, hallten ungehört in ſein Ohr. Sein Auge ſtarrte auf

den Weg, aber es sah' nicht die Sonnenstrahlen, die sich an Blumen und Grashalme schmiegten.

Er kam heim. Jubel und Freudenthränen empfingen ihn, aber er konnte keine einzige Thräne mit weinen, sein Herz war unempfindlich für jede Freude.

Ob es Vorgefühle, ob es Ahnungen giebt? Der Pedantismus des trocknen Menschenverstandes leugnet sie, weil er sich nicht über die Vergangenheit und Gegenwart zu erheben, weil er das Nichtgreifbare nicht zu fassen vermag. Aber es giebt Augenblicke und Seelenzustände, wo die Wirkungen uns unbekannter Ursachen als Ahnungen und Vorgefühle vor die Seele treten. Es giebt Augenblicke, wo unser Geist einen Blick in die Zukunft thut, wo wir den nothwendigen Gang der Naturgesetze in Voraus erkennen, wenn wir uns auch des Zusammenhanges mit der Gegenwart nicht bewußt werden. Was ist das ganze Leben anders, als eine endlose Reihenfolge von Ursachen und Wirkungen, und wer vermöchte sich anzumaßen, beide stets zu erkennen, wenn sie auch schon in der Vergangenheit liegen! Mit der völligen Erkenntniß von Ursache und Wirkung schwindet alles Wunderbare des Lebens und der Mensch klammert sich so gern an das Wunderbare, an die Wunder, er sucht eine außer ihm und über ihm stehende Macht, so bald er die Macht, die in ihm liegt, nicht fühlt und diese ihm nicht genügt. Das schwache Rohr bedarf der Stütze gegen den Wind, der starke Baum schützt sich mit der Festigkeit seines eigenen inneren Kernes gegen die Stürme des Lebens.

Druck von A. d. Lindauerschen Buchdruckerei.

Bayerische Staatsbibliothek München